

Wendepunkte

oder

vom **Abschied nehmen**
und **neu anfangen**

Erinnerungen der Familie Enß
zusammengestellt von
Marie-Luise Enß

Wendepunkte

oder vom Abschied nehmen und neu anfangen

**Wendepunkte
oder
vom Abschied nehmen und neu anfangen**

Erinnerungen der Familie Enß

zusammengestellt

von

Marie-Luise Enß

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen: Cuvillier, 2015

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2015

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2015

Gedruckt auf umweltfreundlichem, säurefreiem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft.

ISBN 978-3-7369-9132-3

eISBN 978-3-7369-8132-4

Inhalt

Einleitung	7
I. Die Wurzeln der Familie	9
Das Weichsel-Nogat-Delta und das Werder	9
Die Mennoniten.....	10
Johann Enß: Stammvater der Familie	12
Sandhof	16
Altfelde	20
Der Birkenhof	28
Kurts Hochzeit.....	28
II. Die Flucht	37
Der Krieg.....	37
Ruhe vor dem Sturm.....	38
Winteroffensive im Januar 1945	39
Abschied nehmen	40
Herberts Flucht	42
Kurts Flucht	46
Ruth	51

III. Der Neustart der Familie Kurt Enß	59
Nachkriegszeit.....	59
Wilhelmshaven und Mettenham	63
Hannover und Wolfenbüttel.....	78
Quellenangaben.....	85
Geografische Bezeichnungen	87
Ahnentafel.....	89

Einleitung

Die Großfamilie meines Mannes Peter, seine Großeltern, seine Eltern, seine Onkel und Tanten, lebten für Generationen zufrieden in der Nähe von Marienburg in Westpreußen. In der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts fand diese vorwärts strebende, glückliche Entwicklung eine Wende. Die bis dahin sicher geglaubte Heimat musste plötzlich und für viele weitgehend unerwartet verlassen werden, es folgte der mühevollen Weg eines neuen Anfangs. Die Fluchterfahrungen waren für viele Betroffene prägend, sie zu verarbeiten und hinter sich zu lassen und dann so gut wie eben möglich wieder neu anzufangen erforderte manchmal jahrelange Anstrengungen.

Nach einer Flucht, auf die zumeist nur das zum Überleben Notwendigste mitgenommen werden konnte, haben die wenigen verbliebenen Erinnerungsstücke einen sehr persönlichen Wert. Zu ihnen gehören die Danziger Manschettenknöpfe, die Peter von seinem Vater geerbt hat und die wenigen, kleinen und gelegentlich auch geknickten oder eingerissenen Fotos. Eine ähnliche Bedeutung haben die in der Familie mündlich weitergegebenen Anekdoten, Familiensprüche und Überlieferungen. Ich habe sie oft gehört, ohne das Umfeld, dem sie entstammten, zu kennen. So entwickelte sich die Idee, dieses familiäre Gedächtnis für Peter und für mich selbst so weit wie möglich zusammenzufassen und das Resultat dann auch unseren Kindern zugänglich zu machen. Zunächst begann ich, das wenige noch vorhandene Material zu sichten. Vor allem für die zwei ersten Abschnitte waren die handschriftlichen Erinnerungen von Peters Onkel Herbert Enß eine wertvolle Grundlage. Sie erlaubten, sich ein Bild von Peters Großvater Gustav Enß sen. zu machen (Abb. 1), vom Aufbau seines Gutes und von seiner Bereitschaft, Verantwortung für seine Familie, seine Mitarbeiter und sein Dorf zu übernehmen, ich hätte ihn sehr gern kennen gelernt. Der zweite und vor allem der dritte Teil entstand mit tatkräftiger Unterstützung der ganzen Familie. Fotos wurden ausgegraben, die Ahnentafel wurde erstellt, in langen Gesprächen tauchten Erinnerungen wieder auf. Tantchen, die über ihren Mann Gustav



Abb. 1:
Peters Großvater Gustav Enß sen.

Enß jun. zur Familie gekommen ist, konnte soviel dazu beitragen, dass dies ein eigenes Büchlein hätte füllen können. Die größte Unterstützung gab mir Peter. Er hatte immer Zeit für mich, grub aus seinem Gedächtnis längst vergessen geglaubte Einzelheiten zu seiner Kindheit aus und scheute sich auch nie, einzelne inhaltliche oder formale Aspekte mit mir ausführlich zu durchleuchten.

Nun möchte ich das, was ich zusammengetragen habe, an Dich, Peter und Euch, meine drei Töchter, an Eure Tanten und Onkel und an Eure Vettern und Cousinen weitergeben. Vielleicht interessiert nicht jeden alles, das macht gar nichts, überspringt einfach ein paar Seiten, aber dann lest wieder weiter, das meiste handelt von Euren eigenen Wurzeln, von einer Familie, für die in schweren wie in guten Zeiten das Motto gilt: „Familie hält zusammen“.

Hannover, Herbst 2015

MAMA/MARIE-LUISE

I Die Wurzeln der Familie

Das Weichsel-Nogat-Delta und das Werder

Danzig zu besuchen ist heute einfach und reizvoll. Wählt man die landschaftlich schöne Route entlang der Ostsee, so startet man von Hannover aus in Richtung der alten Hansestädte Wismar und Rostock. Man lässt Greifswald hinter sich und steuert mit den Inseln Usedom und Wollin deutsch-polnisches Grenzgebiet an. Von dort aus folgt man der polnischen Küstenlinie, durchquert eine einsame, typische nordische Landschaft mit undurchdringlichen Kiefernwäldern, die teilweise bis an das Wasser reichen, passiert Köslin, Stolp und Lauenburg, um dann schließlich nach einer Fahrt von gut 800 Kilometern von Norden her Danzig zu erreichen (Abb. 2). Danzig, Marienburg, das Weichsel-Delta und das südlicher ge-



Abb. 2: Karte zur Lage von Danzig, Marienburg und dem Werder

legene Werder, das sind Namen von Städten und Landschaften, die für uns mit den Vorfahren der Familie Enß eng verbunden sind. So lag es auf der Hand, diese Gegend zu besuchen und ein wenig nach den familiären Wurzeln zu graben.

Vor Jahrhunderten gingen im Flussdelta zwischen Weichsel und Nogat Wasser und Land ineinander über, auch noch heute liegt fast die Hälfte des Landes unter dem Meeresspiegel. Schon frühe Aufzeichnungen berichten, dass vor allem im Winter starke nordöstliche Winde die Fluten im Frischen Haff durch die Mündungsarme der beiden Flüsse drückten und die umliegenden Wiesen überschwemmten. Um den Schutz und die Besiedlung des fruchtbaren Landes voranzutreiben, griff der Komtur der Marienburg Werner von Orseln im Jahr 1324 zu neuen Techniken. Gegen Überflutungen ließ er die ersten Deiche erbauen, der hohe Grundwasserspiegel sollte mit Hilfe von windgetriebenen Wasserpumpen gesenkt werden. Aber seine Maßnahmen hatten nur zeitweise Erfolg. Sturmfluten, die sich vor allem in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts häuften, und regelmäßige winterliche Damnbrüche hatten zur Folge, dass weite Teile des fruchtbaren Landes immer wieder überflutet wurden und weiterhin ungenutzt blieben. Gut zweihundert Jahre später beschloss deshalb der Rat der Stadt Danzig, in Holland Mennoniten zunächst für die verlassenen Dörfer im Großen Werder anzuwerben. Diese Holländer hatten, geschult durch die winterlichen Nordseestürme, die in ihrer Heimat immer wieder ganze Küstenstriche überfluteten, profunde Kenntnisse der Wasserwirtschaft entwickelt. Gleichzeitig wurde deren Bereitschaft, im Osten eine neue Heimat zu suchen, durch die politische Lage in den Niederlanden gefördert.

Die Mennoniten

Im südlichen Holland hatten die Mennoniten in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts schwierige Zeiten. Die spanischen Habsburger regierten das Land mit eiserner Hand, ihr Ziel war es, die Provinz im Norden politisch und religiös auf spanischen Kurs zu bringen. So verließen zahlreiche Protestanten ihre Heimat, unter ihnen auch viele Mennoniten, die sich von anderen protestantischen Glaubensgemeinschaften vor allem durch die Erwachsenentaufe, die Wehrdienstverweigerung und das Verbot, bei Gott zu schwören, unterscheiden. Schon lange hatten holländische Seeleute enge Handelsbeziehungen mit Danzig gepflegt. Nun folgten ihren Routen auch Flüchtlinge, die neben ihren Kenntnissen im Wasser- und Mühlenbau auch ihr ertragreiches Milchvieh aus Friesland ins Werder mitbrachten. Dort war bereits im 14. Jahrhundert ein Wirtschaftsraum entstanden, den die Handelswege von Nowgorod und Reval im Osten bis nach Brügge und London im Westen durchliefen. Beflügelt von ihrem sprichwörtli-



Abb. 3:
Grabstein der Helena
Enß, mennonitischer
Friedhof Heubuden

chen Wanderblut trafen im Danziger Umland nun zahlreiche Mennoniten ein, in Landau, das 1530 durch Zukauf an Danzig gekommen war, entstand ihre erste geschlossene Ansiedlung. Innerhalb der kommenden fünfzig Jahre nahm ihre Anzahl so stark zu, dass fünf eigene mennonitische Gemeinden entstehen konnten. Von den ansässigen Bewohnern wurden die Neuankömmlinge allerdings eher halbherzig aufgenommen, bis ins 18. Jahrhundert hinein erhielten sie keine Bürgerrechte und waren von Grund- und Hausbesitz ausgeschlossen. Statt dessen mussten sie sich in verschiedenen, als „Gärten“ bezeichneten Außenbezir-

ken, wie Langgarten, Neugarten, Mattenbude oder Sandgruben, niederlassen. Diese Ansiedlungen hatten ihre großen Zeiten bereits hinter sich. Die alten Deiche waren vernachlässigt und die Dörfer nach dem Niedergang des Ritterordens verlassen, die Natur hatte sich das Land zurückerobert. Die Mennoniten zogen ein und begannen fleißig zu arbeiten, sie schütteten neue Deiche an, durchzogen das Werder mit einem Netz von Entwässerungsgräben und kultivierten das neu gewonnene Land. Gut dreihundert Jahre später war ihre Anzahl beträchtlich angestiegen, im Jahre 1890 in Westpreußen auf 13.833, allein im Großraum Danzig lebten 7.937 Mennoniten, weitere 2.137 im Landkreis Marienwerder.

Hier, in diesem landwirtschaftlich geprägten Umfeld, sind vor Jahrhunderten auch die Vorfahren der Familie Enß aufgetaucht, ein Friedhof bietet einen ersten noch sichtbaren Anhaltspunkt. Mitten in der Feldmark nahe dem kleinen Dorf Heubuden liegt ein umfriedetes, von alten Bäumen beschattetes Flurstück, hier haben nach dem letzten Krieg Mennoniten einzelne Grabsteine früherer Gemeindemitglieder zusammengetragen. Neben gut holländischen Namen wie Dyk oder Doorenkaat stehen auch Steine für eine Maria Wiebe, einen Johann Penner oder einen Isebrand Fieguth, Namen, die Eingeweihten umgehend die mennonitische Herkunft der Verstorbenen signalisieren. Auf solch eine Häufung mennonitischer Namen zielt wohl auch der Spruch: „Durch´s große Werder gehen zwei Männer, der eine heißt Wiebe, der andere Penner“. Nach einigem Suchen taucht zwischen diesen Wiebes und Penners ein verwitterter Stein auf, der die Lebensdaten einer Witwe Helena Enß aufweist. Geboren am 30. Mai 1784 und gestorben am 15. März 1860 ist sie vielleicht eine entfernte Verwandte der Familie (Abb. 3).

Johann Enß: Stammvater der Familie

Die ersten gesicherten Spuren der Enßschen Vorfahren lassen sich zurückverfolgen bis zu einem Johann Enß, Peters Urgroßvater. Geboren etwa 1840, hat er mit seiner ungefähr zehn Jahre jüngeren Frau Cornelia, geborene Fröse, fünf Söhne und eine Tochter, über seinen dritter Sohn, den Landwirt Gustav Adolf sen., führt dann die Linie weiter bis zu Peters Familie. Herbert beginnt in seinen Erinnerungen mit ein paar kritischen Worten zu Johann Enß. Selbst Vollblutbauer, mutmaßt er: „Mein Großvater ... ist wohl kein sehr guter Landwirt gewesen, denn er hat nacheinander mehrere Höfe gehabt und jeder nachfolgende war kleiner als der vorausgegangene....Der (vorletzte) Hof in Rapendorf ist dann abgegeben worden und gegen den (letzten) kleinen Hof in Sandhof eingetauscht worden, der wohl nur ca. 120 Morgen, also 30 ha hatte.“ Auf diesem Hof nordöstlich von



Abb. 4: Hof des Landwirts Johann Enß in Sandhof, Marienburg



Abb. 5:
Die heutige Adresse des Hofes

Marienburg beginnen seine fortlaufenden Familienerinnerungen (Abb. 4, 5). Zunächst bekommen Johann und Cornelia hier in kurzer Abfolge fünf Söhne, Johannes Paul, Richard und dann Peters Großvater Gustav Adolf, es folgen Hermann, der später noch einmal auftauchen wird, und dann schließlich Paul. Zum Schluss dieser beachtlichen Reihe von Söhnen wird die lang ersehnte Tochter Margarethe geboren.

Ungefähr zur Wende zum zwanzigsten Jahrhundert gibt Johann, inzwischen etwa sechzig Jahre alt, den kleinen Hof in Sandhof an seinen dritten Sohn, den damals gut dreißig Jahre alten Gustav Adolf sen. weiter. Wenngleich vielleicht nur ein mittelmäßig erfolgreicher Landwirt, hat Johann jedoch ein System ausgeklügelt, seine Ersparnisse möglichst fruchtbringend an seine fünf Söhne weiterzugeben, die Tochter findet in diesem Zusammenhang keine Erwähnung. Voraussetzung für sein Funktionieren ist lediglich ein hohes Vertrauen in die wirtschaftliche Kompetenz aller Beteiligten. Bereit steht die beachtliche Summe von etwa 20.000.- Mark, sie soll allerdings zum großen Teil aus einer Belastung des Sandhofs stammen, die Gustav später abtragen wird. Der Betrag wird nicht, wie normalerweise üblich, gleichmäßig unter den fünf Brüdern aufgeteilt, statt dessen steht der gesamte Betrag nacheinander jedem einzelnen zur Verfügung unter der Option, ihn in einer angemessenen Zeit zurückzuzahlen. Die Form der Vereinbarung, handschriftlich auf einem schlichten gelblichen Blatt Papier in wenigen Worten festgehalten und nun wieder zwischen verschiedenen Unterlagen aufgetaucht, lässt erkennen, dass alle Beteiligten dieses Vorgehen sehr entspannt sehen. Ohne weitere Überschrift beginnt die Vereinbarung mit den Worten: „Unser Bruder Johannes Enß, Andernach, hat unserem Bruder Richard Enß, Duisburg, als Sicherheit für einen Bankkredit Schwabenbräu-Aktien im Betrag von nom. Mark 20.000.- (zwanzigtausend Mark) zur Verfügung gestellt.... Altfelde 24. Mai 1929, Danzig 18. Mai 1929. Gustav Enß, Hermann Enß, Wangritz (o. ä., vielleicht ein Anwalt) Juni 1929, Paul Enß.

Als erster nimmt Johannes Paul den Topf in Anspruch. Er heiratet in eine wohlhabende Familie in Andernach am Rhein ein und wird Mitinhaber einer dortigen Mälzerei. Nun ist er in der Lage, die Gesamtsumme an seinen jüngeren Bruder Richard weiterzureichen (Abb. 6). Dieser gründet mit einem zweiten Gesellschafter in Duisburg die Firma Enß und Dauter, die noch heute im Netz nachweisbar ist. Das Handelsunternehmen kauft Schiffsladungen von La Plata Gerste auf hoher See auf und verkauft sie anschließend gewinnbringend an Brauereien im ganzen Revier. Erinnerungen an Thomas Manns Buddenbrooks steigen auf, wo allerdings anders als bei Enß und Dauter ein ähnlich klingendes Geschäftsmodell die spätere Abwärtsspirale der Buddenbrooks einleitet. Als nächster ist Johanns vierter Sohn Hermann an der Reihe. Der hat zuvor bei der Speditionsfir-

Meiner Bräuer Johannes Enß, Andernach
hat seinem Bräuer Richard Enß, Lützenburg
als Kaufpreis für einen handverkauften
Schwabenbräu-Aktien im Betrag von
nom. M 20000.-

(Zwanzigtausend Mark)

zur Verfügung gestellt. Dies unter
Zurücknahme 3 Bräuer

Kustav Enß, Alfelse

Hermann Enß, Lützenburg

Paul Enß, Wangnick

verpflichten sich, seinem Bräuer
Johannes Enß, Andernach für seinen
Betrag pfandrechtlich zu bürgen
und für einen etwaigen Ausfall
aufzukommen.

Alfelse 24 Mai 1929 Lützenburg, 18. Mai 1929

Kustav Enß Hermann Enß

Wangnick, d. 1. Juni 1929.

Paul Enß.

Abb. 6: Dokument, das die Weitergabe des Erbes von Johann Enß an seine Söhne regelt.

ma „Ferdinand Prowe in Danzig“, gegründet 1853, gelernt und es dort bis zum Prokuristen gebracht. Einige Jahre später ist er zusammen mit den Herren Kommerzienrat Unruh und Conrad Sichtau Eigentümer dieser Firma. Deren guten Ruf umschreiben die drei Herren mit folgenden Worten: „Die Gesellschaft genießt nicht nur bei der Danziger Kaufmannschaft, sondern weit über die Grenzen ihres Sitzes hinaus unbedingtes Vertrauen und Wertschätzung“. Das ist eher hanseatisch bescheiden formuliert, vertritt Ferdinand Prowe doch „verschiedene namhafte Dampfschiffahrtsgesellschaften“ mit Sitz in Stettin, Kiel, Hamburg und Flensburg sowie Amsterdam und Rotterdam. Einen besonderen Geschäftsbereich stellt der Auswänderverkehr dar, weiterhin gehören zur Firma eine Spedition, Lagerflächen sowie Getreide- und Holzspeicher. Später wird Hermann seinem Neffen Kurt, Peters Vater, den Start in das Berufsleben glätten, Familie hält zusammen. Hermann heiratet nicht, seine ebenfalls unverheiratete Schwester Margarethe wird ihm zeitlebens den Haushalt führen. Der fünfte Sohn Paul ist ein begeisterter Landwirt, es ist möglich, dass seine kaufmännische Begabung weniger markant ausgebildet ist. Er nutzt das Erbe für die Pacht eines Gutes, was, wenn die Rendite nicht ausreicht, auch als Verzehr des Kapitals betrachtet werden kann. Herbert bemerkt abschließend nur, dass über den weiteren Verbleib des Geldes nichts bekannt sei, vielleicht hat die Kette der Wertschöpfung mit Paul ihr Ende gefunden.

Sandhof

Johanns dritter Sohn Gustav Adolf sen. hatte keinen Zugriff auf den Wanderpokal, Herbert mutmaßt, dass er ihn wohl finanzieren musste. Dafür fällt ihm der Sandhof als Erbe zu, der genaue Zeitpunkt der Übergabe ist nicht festgehalten. Wie zumindest drei seiner Brüder ist auch Gustav unternehmerisch erfolgreich. Ihm gelingt es, die landwirtschaftliche Abwärtsspirale, die seinen Vater so beharrlich begleitet hat, zu unterbrechen und einen markanten Wendepunkt einzuleiten. Später, am Ende seines Lebens, ist Gustav nicht nur eine geschätzte Persönlichkeit, sondern auch Besitzer des größten Hofes im nahe gelegenen Altfelde.

Zunächst beginnt er jedoch als Landwirt in Sandhof. Zwischen der Stadt Marienburg und den ihr vorgelagerten Bunkern dürfen nur Holzbauten errichtet werden, diese sollen bei einem feindlichen Angriff zum Schutz der Stadt abgefackelt werden und für freies Schussfeld der Verteidiger sorgen. Auch das Dorf Sandhof gehört zu diesem Marienburger Schutzwall, 1914 wird es in Marienburg eingemeindet werden. Gustav bewirtschaftet hier zunächst den kleinen Hof seines Vaters. Das auf einem sandigen Hügel erbaute, grün gestrichene Holzhaus steht erstaunlicherweise noch immer. Es wirkt heute etwas fremd und verloren zwi-



Abb. 7: Mennonitenkirche in Danzig

schen den kleinen Siedlungshäusern und den massiven Wohnblöcken, deren Architektur ihren sozialistischen Ursprung nicht leugnen kann, ein unscheinbares Relikt aus einer vergangenen Zeit. Hinter dem Wohnhaus müssen früher die Ställe und Scheunen gestanden haben, sie erscheinen bei Herbert nur auf der Liste der Brandverluste, die die Stadt Marienburg später vollständig ersetzen wird. Zum Gehöft gehören neben dem Wohnhaus ein hölzerner Vieh- und Pferdestall, eine Scheune, ein Speicher und ein Pultdachschuppen, der zum Hof hin offen ist, außerdem ein schon in Sandstein erbauter Schweinestall. Der Hof ist zwar nicht groß, der Boden ist jedoch sehr ertragreich und leicht zu bearbeiten.

Mit gut dreißig Jahren lernt Gustav, geboren im Jahr 1871, die etwa zehn Jahre jüngere Margarethe Pfau aus Berlinchen in der östlich der Oder gelegenen Neumark kennen, wieder eine Margarethe, damals offenbar ein beliebter Name. Ihr Vater besaß eine Lohndrescherei mit zwei oder drei Dreschsätzen. Nach dem frühen Tod ihrer Eltern ist Margarethe bei ihrer verheirateten Schwester Helene aufgewachsen. Gustav Enß und Margarethe Pfau heiraten am 8. April 1904, sie, nun selbst versorgt, bringt ihre etwa vier Jahre jüngere Schwester Johanna mit in die Ehe, für früh verwaiste Kinder offenbar eine Lösung, die sich in der Familie noch mehrfach wiederholt. „Ihre heiratsfähige Schwester (Johanna) sind sie damals aber nicht losgeworden“, kommentiert Herbert trocken den weiteren Werdegang des Trios. Einige Monate später werden Gustav und Margarethe zum ersten Mal Eltern, ihr erster Sohn Johannes Paul, später Hanno genannt,

wird geboren, im Juni des kommenden Jahres folgt Peters Vater Kurt Heinrich. Anderthalb Jahre später geht Margarethes dritte Schwangerschaft zu Ende, der spätere Verfasser der Familienerinnerungen Herbert Richard wird geboren und noch einmal gut drei Jahre danach, 1910, Gustav Adolf jun. Die Namensgebung dieses jüngsten Sohns ist nach Herberts Erinnerung ein sehr spontaner Akt, eigentlich war für die Eltern nach den drei Jungen nur noch ein Mädchen vorstellbar. Kurt wird, wie vermutlich auch seine Geschwister, später als junger Erwachsener in der Mennonitenkirche in Danzig getauft werden (Abb. 7). Im früheren Danzig-Schidlitz, in einem Netz verwinkelter und etwas heruntergekommenen Straßen verborgen, dient sie seit 1953 einer polnischen Pfingstgemeinde als Versammlungsstätte, der Straßennamen ulica Menonitów, Mennonitenstraße, erinnert noch heute an ihre Erbauer.

Nach diesen vier, in kurzen Abständen hintereinander geborenen Söhnen verschieben Gustav und Margarethe ihren Wunsch nach einer Tochter bis auf weiteres, Leonore kommt erst neun Jahre später, im Jahr 1919 in Altfelde zur Welt.

Wahrscheinlich ist der Platz im kleinen Wohnhaus in Sandhof schon für die sechsköpfige Familie Enß sowie Margarethes Schwester Johanna begrenzt, aber nach der deutschen Kriegserklärung am 1. August 1914 wird es richtig eng. Herbert, zu Kriegsbeginn sieben Jahre alt, erinnert sich noch siebzig Jahre später an verschiedene Einzelheiten dieser für ihn spannenden Zeit. In den kleinen Hof werden etwa 30 Artillerie-Landsturmleute aus Stolp und ihre zwei Offiziere einquartiert, die Pferde werden in leeren Vieh- und Pferdeställen untergebracht. Gleichzeitig treffen auch verschiedene Familienmitglieder mit ihren Leuten ein, die vor den Russen geflohen sind – na klar, Familie hält zusammen. „Alle Leute, Zivil oder Soldaten, mussten von unseren Frauen und Mädchen beköstigt werden....Dieser Zustand dauert einige Wochen. Auch die Soldaten blieben so lange, da sie ja noch mal richtig ausgebildet werden mussten.“ Im Jahr 1916 brennen die Wirtschaftsgebäude des Hofes ab, ob es ein Unglücksfall ist oder das Feuer aus militär-strategischen Gesichtspunkten entzündet wurde, ist Herberts Aufzeichnungen nicht zu entnehmen. Gustav wird von der Stadt Marienburg großzügig entschädigt.

Ein Wiederaufbau der Gebäude wird nicht erwogen, statt dessen sucht Gustav einen neuen, größeren Hof. Bei der Sichtung der Angebote hat seine Frau Margarethe ein beträchtliches Mitspracherecht. Sie hat sich in den vergangenen 12 Jahren ihrer Ehe so gut in Marienburg eingelebt, dass für sie ein freier Blick auf die Burg wichtig ist. Also soll sich Gustav im kleinen Werder nach einem größeren Hof mit entsprechendem Burgblick umgesehen haben. Nach einigen anderen Objekten wird ihm vom beauftragten jüdischen Makler ein Anwesen in Altfelde angeboten, zu dem 185 ha Land gehören, im Vergleich zu den bisherigen 30 ha eine erhebliche Vergrößerung.



Abb. 8: Straße von Marienburg nach Altfelde

Der Hof gehörte zunächst einer Familie Wunderlich. Er wurde verkauft, als Vater Wunderlich den Hof nicht mehr führen konnte. Der nächste Eigentümer war ein Herr Pohlmann aus Katznase, der ihn 1911 für seinen Sohn erstand. Als der Krieg 1914 begann und Pohlmann eingezogen wurde, steht das Gut wieder zum Verkauf. Es findet die Zustimmung von Gustav und seiner Frau. Gustav erwirbt es, eine gute Entscheidung, in den kommenden drei Jahrzehnten wird die Familie hier einen beachtlichen Wohlstand erwerben (Abb. 9, 10, 11). Sechzehn Jahre nach dem Kauf führt Niethammers Landwirtschaftliches Adressbuch vom Jahr 1932 in Altfelde die folgenden Gutshöfe auf: Gustav Enß unter Einbeziehung der Langereihe, einer nordwestlich von Altfelde gelegenen Parzelle: 185 ha, Walter Winter: 141 ha, Johannes Wiens: 81 ha, Hermann Böhnert: 77 ha, Cornelius Andres; 66 ha und Hermann Quiering: 23 ha.

Altfelde

Aus Marienburg kommend, wird Altfelde auf einer schnurgeraden, in nordöstlicher Richtung verlaufenden Landstraße nach etwa 12 km erreicht. Die älteste Erwähnung dieses Dorfes datiert auf das Jahr 1330. Bis in das 19. Jahrhundert stieg die Einwohnerzahl zunächst langsam an (1772: 263, 1863: 432, 1885: 631), dann begann in Altfelde der Aufstieg. Im Jahre 1926 werden 874 Bewohner gezählt, nur knapp zwanzig Jahre später, 1943, wird Altfelde mit mehr als 1200 Menschen das größte Werderdorf im Landkreis Marienburg sein. Als Gustav und seine Familie hierher ziehen, holpern die Gespanne schon über feste, mit Kopfstein gepflasterte Straßen zu den großen Bauernhöfen und Gärten, im Sommer geben Straßenbäume den Kutschpferden Schatten, zwei Molkereien verarbeiten die Milch der umliegenden Höfe. Einer der zwei Ärzte des Dorfs hat nebenbei eine Apotheke, ein Tierarzt hat hier seine Praxis und die Spar- und Darlehenskasse betreibt eine Niederlassung.

Das Wachstum und den zunehmenden Wohlstand verdankt Altfelde zum einen dem Anschluss an die Reichsbahn, der mit einem Personen- und Güterbahnhof hergestellt wurde. Die Eisenbahnstrecke von Marienburg über Altfelde nach Braunsberg wurde im Jahr 1852 fertiggestellt, damit hatte die Ostbahn zwischen Berlin und Königsberg jetzt in Altfelde einen Bahnhof. Heute rosten hinter dem früheren Enßschen Gutshaus nur noch ihre verrotteten Bahngleise, im Jahr 1852 sahen die Bewohner des Dorfes ihrer Zukunft voller Optimismus entgegen. Die Chronik von Altfelde zitiert den Bericht des Neuen Elbinger Anzeiger vom 19. Oktober 1852 über die Eröffnung der Bahnstrecke: „Heute früh fand die Eröffnung der Eisenbahn statt von schönstem Wetter begünstigt und unter dem Zudrang von Menschen aller Stände...Der reich bekränzten Lokomotive mit dem Namen ‚Posen‘ ward die Ehre zuteil, diesen ersten Zug unserer Eisenbahnstrecke zu eröffnen. Sechs Waggons, darunter der mittlere Prachtwagen mit hohen Gästen, brausten der immer schneller dahinstürmenden Lokomotive nach, die bald hinter der Sandhofer Höhe unseren Blicken entschwand“. Altfelde sei nun, vermerkt der Schreiber voller Stolz, in das nationale Verkehrsnetz eingebunden. Zwölf Tage nach der Eröffnung sieht sich die Eisenbahnverwaltung allerdings gezwungen, den Verkehr zunächst einzuschränken, „denn“, so erläuterte die Neue Elbinger Zeitung am 1. November 1852, „das Planum der Eisenbahnstrecke (hat sich) hinter Altfelde ... in Folge seines sumpfigen Terrains gesenkt und bedarf einer Kiesschüttung. Aus diesem Grunde soll die Zahl der Bahnzüge für die Dauer von vier Wochen beschränkt werden“. Im selben Jahr wurde der Bahnhof Altfelde in rot-schwarzem Fachwerk errichtet, er wird bis zum Ende des zweiten Weltkriegs stehen bleiben und dann gleichzeitig mit anderen Häusern des Dorfes zerstört werden. Der letzte Reichsbahnzug auf der Strecke Berlin-Königsberg

passiert Altfelde noch am 22. Januar 1945, wenige Tage vor dem Einmarsch der Roten Armee.

Neben der Anbindung an das Eisenbahnnetz hat vor allem die Zuckerrübe Altfeldes Wohlstand gefördert. Ihr Anbau und ihre Verarbeitung haben im Werder eine lange Tradition; auf dem hochwertigen Boden wurden Zuckerrüben bereits seit den 70er Jahren des 18. Jahrhundert vermehrt angebaut. Um sie vor Ort verarbeiten zu können, wurde der Aufbau einer Zuckerfabrik geplant. So gemächlich die Idee reifte, so zügig wurde sie am Ende umgesetzt. Am 10. Februar 1880 fand die Gründungsversammlung statt, im Juni desselben Jahres wurde auch das Anschlussgleis an die Ostbahn genehmigt. Bei der Gründung hatte die Zuckerfabrik ein Kapital von 360 000 RM, schon drei Monate später wurde es auf 600 000 RM aufgestockt. Gustav Enß wird sich später an dieser Fabrik beteiligen, für das Jahr 1943 gibt Albert Gieseler die Herren Dr. Walter Gramer aus Altfelde, Gustav Enß aus Altfelde und Ferdinand Kluge aus Marienburg als Vorstandsmitglieder an. Die Chronik Altfeldes schildert, wie zur Erntezeit Kolonnen von Pferdewagen, hochgefüllt mit Zuckerrüben, von allen Seiten auf die Fabrik zurollen. „Vor deren Eingang bildete sich nicht selten ein Stau. Man hörte die Gespannführer ihre vier Pferde mit Rufen anfeuern, hörte das Stampfen der Hufe, das Rütteln der großen Wagen“.

Doch zunächst beherrscht noch der erste Weltkrieg das Land, hier im Osten vielleicht weniger wahrnehmbar als an anderen Bereichen der Front. Im Herbst des Jahres 1916 ziehen Gustav, seine Frau Margarethe und seine vier Söhne nach Altfelde. Der erste Winter stellt zunächst eine beachtliche Herausforderung für den Haushalt dar. Herbert, inzwischen ein aufmerksamer Junge von neun Jahren, erinnert sich später, dass im Herbst eigentlich die Scheunen und Kasten, der Rauchfang und der Keller gefüllt sein müssten, um die Bewohner des Gutes über den Winter zu bringen. Hier auf dem neu erworbenen Hof gibt es jedoch fast keine Vorräte, die wenigen eingelagerten Kartoffeln des Vorjahrs können nicht ausreichen, Gemüse fehlt völlig. Die aus Sandhof mitgebrachten Vorräte ergänzen die Verpflegung nur für kurze Zeit, gilt es doch, etwa 30 Personen satt zu bekommen, zunächst die eigene Familie mit Küchen- und Stubenmädchen, die Knechte und die Gespannführer. Weiterhin muss auch noch eine nicht genannte Zahl russischer Kriegsgefangener, die mit ihrem Wachmann im Schweinestall und im Hengststall untergebracht sind, ernährt werden, ebenso die 10 bis 12 internierten polnischen Saisonarbeiter, die in der Schnitterkaserne leben. Aber irgendwann ist auch dieser erste Winter zu Ende, von nun an geht es für eine Generation ununterbrochen wirtschaftlich und auch gesellschaftlich aufwärts.

Für die drei ältesten Söhne von Gustav ist der Start in Altfelde etwas holperig, deshalb wird ihnen auch zugestanden, weiterhin die Schule in Marienburg zu



Abb. 9: Der Gutshof von Gustav Enß und seiner Familie in Altfelde, von der Hauptstraße her gesehen



Abb. 10: Das Wohngebäude des Gutshofs



Abb. 11: Der inzwischen abgerissene Pferdestall des Gutshofs

besuchen, zwei der dort lebenden Tanten der Familie ermöglichen diese Lösung. Der neunjährige Herbert wird im ersten Winter zu einer Tante namens Helene Kaiser in Pension gegeben und kommt nur an den Wochenenden auf den elterlichen Hof. Seine zwei älteren Brüder sind erst einmal Fahrschüler, die Bahnfahrt zwischen Altfelde und Marienburg dauert weniger als eine halbe Stunde. Hanno ist inzwischen zwölf Jahre alt und besucht die Landwirtschaftsschule, der elfjährige Kurt geht auf das Gymnasium. Nach Ostern mietet Gustav seinen Söhnen in Marienburg eine Wohnung, in die sie mit ihrer Tante einziehen, aus heutiger Sicht ein interessantes Experiment. Allerdings bleibt für Hanno und Herbert die Schule auch weiterhin ein mühevolleres und nicht übermäßig von Erfolg gekröntes Unterfangen, bei Kurt läuft es etwas besser. Nur Gustavs jüngster Sohn Gustav jun. hat gegen die Schule in Altfelde nichts einzuwenden. Direkt nach dem Umzug nimmt er, wie Herbert schreibt, „...seine Studien in einer Privatschule (auf), die Gustavs Chorfreund, der Kaufmann Benno Friese, für die Kinder wohlhabender Eltern eingerichtet hatte.“

Am 11. November 1918 endet der Erste Weltkrieg mit der Niederlage Deutschlands, auch Österreich-Ungarn, das Osmanische Reich und Bulgarien gehören

zu den Verlierern, im Mai 1919 werden die Friedensbedingungen im Vertrag von Versailles festgelegt. Vielleicht hat der Krieg hier im Werder nicht so gewütet wie beispielsweise an der Westfront und die Niederlage hat nicht so viel Gewicht. Jedenfalls ruft der wieder eingetretene Frieden bei Gustav und Margarethe wohl noch einmal den Wunsch nach einer Tochter in Erinnerung. Im Jahr 1919 wird wieder ein Kind erwartet. Herbert schildert den Tag der Geburt in der ihm eigenen, entspannten Art: „Am 21.11.1919 war Treibjagd auf Vaters Jagd am Galgenberg bei Marienburg. ... Nachdem die Jagd voll im Gange war, kam ein Bote von Franzen, die auf dem Galgenberg einen Hof hatten und mit den Eltern befreundet waren, und berichtete Folgendes: ‚In Altfelde bei Enß ist das langersehnte Mädchen nun eingetroffen!‘ Die Freude bei Vater und bei uns Jungens war groß. Die Jagd wurde natürlich zu Ende geführt, und sicher hat Vater ordentlich einen ausgehen müssen beim späteren Jagdessen.“ Das Mädchen bekommt alle Namen, die sich die Eltern im Laufe der vielen Jahren überlegt haben, Leonore Johanna Margarethe Cornelia. Herbert kommentiert diese Namensgebung „Mit Namen reich gesegnet wuchs nun unsere kleine Schwester heran.“ Knapp fünfundzwanzig Jahre später, am 18. März 1944, wird gemäß der Heiratsurkunde die mennonitische Jungbäuerin Leonore den, wie es heißt, „gottgläubigen“ Diplomkolonialwirt Oberleutnant Leonard Kuhn in Altfelde heiraten.

Hanno und Herbert haben wenig Lust zum theoretischen Lernen, ihr ganzes Herz hängt an der Landwirtschaft. Unterstützt durch die verschiedenen Damen des Hauses gelingt es ihnen, die Schule abzubrechen und eine landwirtschaftliche Lehre auf verschiedenen Gütern zu beginnen, beide widmen sich hierbei besonders der Zucht und Haltung von Pferden. Das wird auf die Zustimmung ihres Vaters gestoßen sein, ist doch die Pferdezucht im Kleinen Marienburger Werder ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Das hier in Altfelde gezogene, leichte bis mittelschwere Warmblut geht zuverlässig im Geschirr, ist aber auch gut als Reitpferd einzusetzen. Der Doktorand der Veterinärmedizin Kurt Zimmermann führt in seiner Dissertation „Beiträge zur Kenntnis der ostpreussischen Pferdezucht“ in den damals üblichen, blumigen Formulierungen die dortigen Züchter auf und bewertet ihre Zuchtergebnisse. „Im Mittelpunkt des Niederunger Hochzuchtgebietes befindet sich die Bahnstation Altfelde, an der Bahnlinie Marienburg – Elbing, wo wir eine kleine aber recht alte Zuchtstätte antreffen. Es ist die Zucht des Herrn Gustav Enß, Altfelde“, wobei der Begriff „alt“ für den erst vor knapp zehn Jahren angesiedelten Züchter vielleicht eher relativ zu verstehen ist. „Die Pferde des Herrn Gustav Enß sind noch nicht ganz so ausgeglichen wie die des Herrn Wiehler oder des Herrn A. Zimmermann, haben dafür aber eine mehr homogenere Blutzusammensetzung, wenigstens vor den Wiehlerschen Stuten voraus“, das scheint eine positive Einschätzung zu sein, was immer diese kryptische Formulierung bedeuten mag.

Ost- und Westpreußen gelten bis 1945 als das größte geschlossene Pferdezuchtgebiet der Welt, neben der Landwirtschaft hat auch das Militär einen großen Bedarf an guten Pferden. Bereits im 19. Jahrhundert kaufte die preußische Kavallerie hier bevorzugt ihre Tiere ein. Auch für den Altfeldener Züchter Gustav Enß wird der Verkauf der Tiere beachtlich zu seinem wirtschaftlichen Aufstieg beigetragen haben. Wie die übrigen ansässigen Züchter bietet er beim jährlichen Altfeldener Remontenmarkt auf der Enßschen Wiese seine dreijährigen Warmblutpferde der Militärverwaltung an. Dieses Ereignis ist für die Züchter der ganzen Gegend der Höhepunkt des Pferdehandels, denn die Kommission des Heeres unter einem Oberstleutnant kauft jeweils 30 bis 50 Pferde. Den Abschluss des Handelstages bildet das so genannte Remontenessen, zu dem Gustav Enß die Herren der Ankaufskommission, die Züchter und auch verschiedene Besucher in den Saal seines Hauses einlädt. Die Aufregung unter den Bewohnern Altfeldes muss groß gewesen sein, als in einem Jahr der Kaiserenkel Prinz Louis Ferdinand einen Dreijährigen anbietet und zur Auktion in Begleitung seiner russischen Gemahlin selbst anreist. Jahre später, in einer Zeit, die damals noch nicht vorstellbar ist, werden diese Pferde zum Überleben der Flüchtlinge beitragen. Herbert erinnert sich später mit großer Dankbarkeit daran, dass er auf dem langen Treck von Altfelde bis in den Westen kein Pferd verloren hat.

Gustavs Söhne Hanno und Herbert sind entschlossen, die Pferdezucht ihres Vaters fortzusetzen. Hanno bringt nach Abschluss seiner Lehre in Paulsdorf/Schlesien eine Zuchtstute mit Namen Zigeunerin mit, Herberts Respekt für dieses Pferd ist noch in seinen späteren Erinnerungen leicht zu erkennen. „Sie (die Zigeunerin) war allerdings sehr ehrgeizig in Bezug auf Laufen. Sie mochte nicht, dass ein Pferd schneller lief als sie. So war sie zum Jagdreiten fast nicht zu gebrauchen, da sie auch dabei jedes Pferd überholen wollte, und da muss man ja hinter dem Master zurückbleiben. Vater, Hanno und auch ich haben es jeweils einmal mit ihr versucht. Vater hat davon einen ganz krummen kleinen Finger bekommen und war doch weit vorne weg durchs Ziel gegangen“, er konnte dieses Pferd nicht halten (Abb. 12, 13).

Die jungen Pferde werden im Alter von etwa drei Jahren ins Training genommen. Zunächst werden sie auf der großen Wiese gegenüber der Zuckerfabrik an den Rodelschlitten gewöhnt. Dabei wechseln harte Arbeit und entspannte Vergnüglichkeiten ab. Herbert schreibt: „... hat Hanno unermüdlich die Pferde angeführt, und ich (Herbert) saß auf dem Schlitten und lenkte sie dann, wenn sie erst vorwärts gingen. Jedenfalls war es dann für alle Teile leichter, wenn die jungen Pferde im Frühjahr in die Gespanne eingereicht werden sollten. Später haben wir viele Rodelschlittenfahrten gemacht. Ich habe oft solche Gemeinschaftsfahrten organisiert, rundum die Nachbarjugend angerufen und schon waren 4 - 5 Schlitten



Abb. 12: Im Sattel, Herbert (links) und Vetter Bodo (rechts)

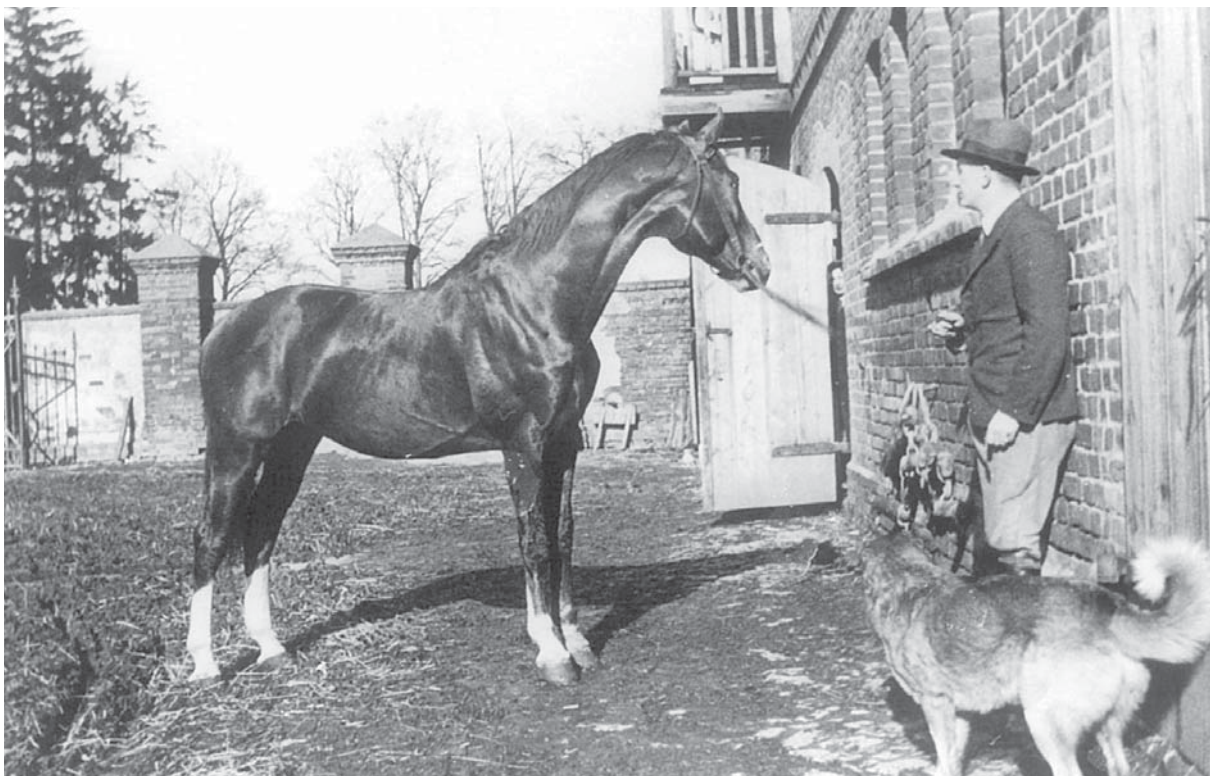


Abb. 13: Gustav mit dem Hengst Lustig und dem Hund Heinrich

mit Pferden davor zusammen. Wir fahren dann oft an den Jonasdorfer Forst und an den Bruch. Dort wurde dann Kaffee getrunken und sich aufgewärmt, oder etwas getanzt.“

Gustav Enß ist inzwischen ein geachteter Großgrundbesitzer geworden. Er hat eine große Familie, führt ein offenes Haus, ist wirtschaftlich erfolgreich, auch, wenn nicht alle Experimente gleichermaßen finanziell erfolgreich sind. So verschlingt der Versuch, eine eigene Ziegelei aufzubauen, erhebliche Mittel. Der örtliche Ton erweist sich als ungeeignet, die technischen Umsetzungen sind nicht ausreichend erprobt. Das Experiment kostet Gustav eine beträchtliche Summe, macht ihn aber um eine Erfahrung reicher. Die Ziegelei wird wieder abgerissen und das Baumaterial zwischengelagert.

Er engagiert sich auch in Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. In den Jahren 1924 bis 1938 ist er Amtsvorsteher im Amtsbezirk Altfelde, vielleicht hat ihm hierfür auch seine Mitgliedschaft im Männergesangsverein Melodia genützt. Vor der Volksabstimmung am 11. Juli 1920 setzt er sich für einen Verbleib des Marienburger Werders im Deutschen Reich ein. Die Abstimmung folgte aus dem Versailler Vertrag, damals wurde der größte Teil der preußischen Provinz Posen und der Polnische Korridor dem polnischen Staat zugesprochen. Für die südlichen Kreise Ostpreußens, die östlich der Weichsel gelegenen Teile Westpreußens sowie für Oberschlesien forderte das Friedensabkommen eine Volksabstimmung unter alliierter Aufsicht zur weiteren staatlichen Zugehörigkeit. Am Wahltag votieren im Marienburger Werder über 92 % der Wahlberechtigten für den Verbleib bei Ostpreußen und damit beim Deutschen Reich.

Die Erbfolge für das Enßsche Gut ist klar festgelegt, Hanno als Erstgeborener soll den Hof später weiterführen. Aber auch Herberts Herz gehört der Landwirtschaft, für ihn, den Drittgeborenen, soll ein eigener Hof abgeteilt werden. Solch einer Planung kommt das Reichserbhofgesetz entgegen, das die Nationalsozialisten am 29. September 1933 zur „Sicherung alter deutscher Erbsitte des Bauerntums als Blutquelle“ erlassen haben. Danach muss ein Erbhof zwischen 150 und 500 Morgen, also zwischen knapp 40 und 125 ha haben. Gustavs Hof mit 185 ha ist als Erbhof zu groß, er wird auf 125 ha verkleinert. Herberts Hof erhält 60 ha Boden, eine Größe, die Herbert für gut ausreichend hält. Da er Birken liebt, beschließt er, die Zufahrt zu seinem Hof mit Birken zu säumen und sein Anwesen Birkenhof zu nennen.

Der Birkenhof

Herbert ist inzwischen 29 Jahre alt. Sein zukünftiges Wohnhaus sowie die dazu gehörigen Stallungen werden aus dem Baumaterial der ehemaligen Ziegelei erstellt. Zur Bewirtschaftung seines Hofes überstellen ihm seine Eltern einige bewährte Arbeitskräfte, in Haus und Küche übernimmt Grete Krickhahn, die langjährige Köchin von Mutter Enß, das Regiment. Auch der Kern der Tierzucht entstammt dem väterlichen Hof: zwei Gespanne, also acht Zugpferde, dazu ein Milchpferd sowie die Nachzucht dreier Stuten bilden den Grundstock. Im Jahr 1936 bezieht Herbert als erster der vier Söhne seinen eigenen Hof, den Birkenhof, heiraten wird er erst sieben Jahre später, im Herbst 1943. Seine spätere Frau Marlies stammt von einem Hof im Kreis Preußisch Eylau, Ostpreußen, er lernt sie während eines Fronturlaubs bei Bekannten in Klettendorf kennen. Rückblickend kommentiert er den Start seiner nach der Flucht zerbrochenen Ehe hintergründig. „Ich kam, sie sah, sie siegte.“ Und er fährt fort: „Sie war eigentlich etwas zu jung für mich. Der Altersunterschied war 15 Jahre.“ Zunächst aber heiraten beide im Herbst 1943, ein Jahr später wird auf dem Birkenhof ihr erster Sohn Dietrich geboren.

Kurts Hochzeit

Gustav Adolfs zweiter Sohn Kurt, Peters Vater, geht nicht in die Landwirtschaft. Seit seiner Geburt hat er an einem Bein ein Feuermal, das zahllose Ärzte vergeblich zu behandeln versuchen und das ihn für körperliche Arbeit ungeeignet macht. Um seinen Sohn Kurt bei der Wahl eines passenden Berufs zu unterstützen, wird Gustav ein Gespräch mit seinem Bruder Hermann, dem Mitinhaber der Firma Ferdinand Prowe, Danzig, geführt haben. Vielleicht haben sie an einem sonnigen Nachmittag im dunkel möblierten Kontor der Spedition zusammengesessen und einen Weinbrand im Glas geschwenkt, bevor sie zum Thema kommen. Als Endergebnis empfiehlt Hermann jedenfalls seinem Neffen Kurt eine Ausbildung in seiner Firma – Familie hält mal wieder zusammen. So beginnt Kurt dort nach der Schule, die er immerhin mit etwas mehr Bravour als seine Brüder Hanno und Herbert abschließt, seine kaufmännische Lehre. Anschließend verbringt er ein Jahr bei einer Speditionsfirma in Kopenhagen, nach seiner Rückkehr wird er bei Ferdinand Prowe Prokurist. Schenkt man der später erscheinenden Hochzeitszeitung Glauben, so muss Kurt ein umgänglicher und lebensbejahender junger Mann gewesen sein, für den Familie einen hohen Stellenwert hat und der nun seine eigene Familie gründen will. Kurt geht, wie Herbert kommentiert, erfolgreich „auf Brautschau“.

Zeitzeugen, die Einzelheiten zur Annäherung von Kurt Enß und Hildegard Frank (Abb. 14) oder zum Ablauf ihrer Hochzeitfeier berichten können, leben nicht mehr. Dafür liegt noch das Original der Hochzeitszeitung vor, aus der sich einige Details herausfiltern lassen. Das Exemplar gehörte, wie in feinstem Sütterlin auf dem Titelblatt vermerkt ist, der Tante der Braut, einem Fräulein Bolbrügge, in der Familie auch Tante Mieke genannt. Einige Fotos aus dieser Zeit sind dem Brautpaar später so wichtig, dass sie diese, zum „allernotwendigsten“ gezählt, auf der langen und mühevollen Flucht von Danzig bis in den Westen mitnehmen.

Die Hochzeit findet kurz nach Weihnachten, am 28. Dezember 1937 statt, Kurt ist 32, Hildegard gerade 22 Jahre alt. Das Hochzeitsfoto (Abb. 15) zeigt zwei heitere Menschen, die Braut offen lächelnd, der Bräutigam hochzufrieden, beide wirken trotz ihres jungen Alters schon recht gereift. Die Hochzeitszeitung lässt vermuten, dass nur ein Teil der großen Familie anwesend ist (Abb. 16). Von Seiten der Braut werden in der Hochzeitszeitung zumindest deren Eltern Max und Margarete Frank und ihre Schwester Erika genannt, weiterhin Tante Mieke aus Berlin. Auch Tante Hesse aus Altfelde, eine Ergänzung der Familie, die später immer wieder als Hilfe in der Not auftaucht, gehört zu den Gästen. Aus der Familie des Bräutigams sind neben seinen Eltern, seiner Schwester Lore, Tante Grete aus Langfuhr und Onkel Hermann, der dem Bräutigam den Start ins Berufsleben erleichtert hat, auch seine drei Brüder, das „Altfelder Dreigespann“ eingetroffen.

„Gustav liebt die Weiblichkeit,
Herbert baut sich Häuslichkeit,
Hanno hat ´ne Pferdoliebe,
so hat jeder seine Triebe.“

In launigen Versen gibt die Hochzeitszeitung verschiedene Einzelheiten zum bisherigen Lebensweg der Braut preis. Danach verbringt Hildegard die ersten Lebensjahre mit ihren Eltern und ihrer älteren Schwester Erika in Berlin-Steglitz.



Abb. 14:
Kurts Frau Hildegard geb. Frank,
undatiert

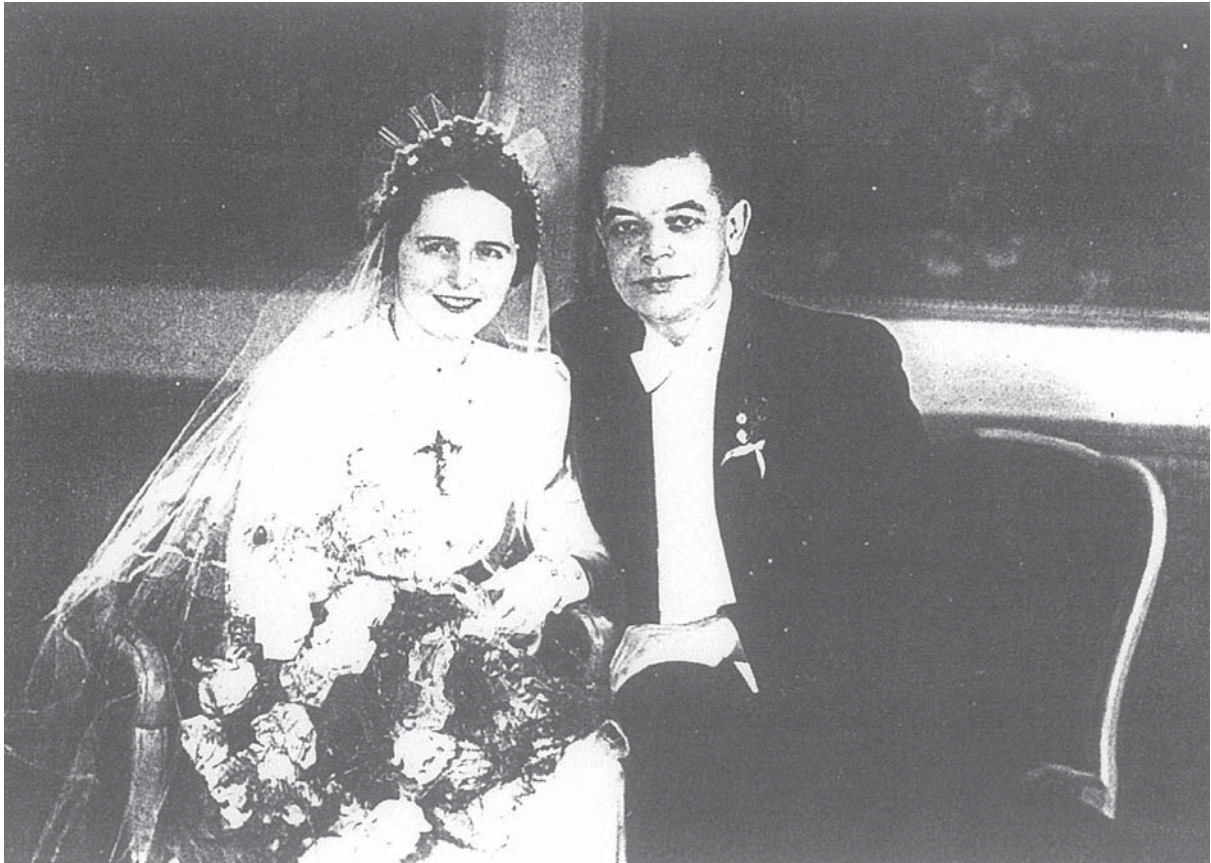


Abb. 15: Hochzeit von Hildegard und Kurt am 28. Dezember 1937



Abb. 16: Das Hochzeitspaar Hildegard und Kurt im Familienkreis

Kurz vor ihrer Einschulung wird ihr Vater nach Oliva nahe Danzig versetzt. Nach einer nicht sonderlich vergnüglichen Schulzeit wird sie zu einer „Tante Paula“ im

Harz in Pension geschickt. Dort soll sie zunächst Hauswirtschaft erlernen, offenbar die unabdingbare Voraussetzung für eine spätere Heirat.

„Und was die größte Freude war,
dass Großpapa und Großmama
dort wohnten und ihr Enkelkind,
dem sie besonders wohlgesinnt,
nun konnten immer bei sich haben
an allen Sonn- und Feiertagen.
Und Hilde, fern vom Elternhaus,
die machte sich dort prächtig raus.“

Nach ihrer Rückkehr erhält Hilde die Ausbildung zur Kinderkrankenschwester, der Beruf macht ihr Spaß und lässt ihr nebenher ausreichend Freiraum für private Vergnüglichkeiten. Ihre damalige Adresse lautet Am Johannesberg 9, I, das erklärt die recht vage gehaltene Formulierung nach ihrem ersten gemeinsamen Treffen mit Kurt Enß.

„Um den Johannesberg nun kreisen die Gedanken,
nur dort war er (Kurt) zur Feierstunde noch zu sehen,
doch schlau hielt aufrecht er die offiziellen Schranken:
beim Romméspiel ging's überm Tisch ‚per Sie‘,
doch unterm Tisch gab's manches Händedrücken,
bis offen endlich heute wie noch nie
mit ihrem Glück sie alle jetzt beglücken.“

Einen ähnlichen Eindruck, ergänzt noch um die Treffpunkte Kaffeehaus Blum und Theateraufführungen, müssen auch andere Gäste gewonnen haben.

„Im Kaffeehaus den schönen Kuchen,
den musste sie bei ‚Blum‘ versuchen.
Um im Theater sie zu sehen
Sah man den Kurt nun dorthin gehen.

Zum Wiegenfest der Rosenstrauß,
der plauderte nun alles aus.
Und ihren Lieben ward es klar,
die beiden werden nun ein Paar.

Als dies bekannt, da freuten sich
Die Onkel und die Tanten,
die Eltern in Altfelde auch
als nächste Anverwandten.



Abb. 17: Das Haus, in dem Kurt und seine Familie bis Kriegsende lebten, Danzig-Langfuhr, Friedrichsallee 14



Abb. 18: Das Haus heute, gelegen in der al. Wojska Polskiego



Abb. 19: Hildegard mit ihren Töchtern Ingrid und Karin, Altfelde 1943



Abb. 20: Kurt und Hildegards Söhne Jürgen und Peter etwa Herbst 1944

Franks freuten sich, doch seufzten bloß,
,Nun sind wir auch die Letzte los'.
Wir alle wünschen im Verein:
Viel Glück für Kurt und Hildelein.“

Nach ihrer Hochzeit ziehen Kurt und Hildegard nach Danzig-Langfuhr in die Friedrichsallee 14 (Abb. 17, 18). In den folgenden Jahren kommen im Krankenhaus in Danzig-Schidlitz ihre vier Kinder zur Welt, zunächst am 5. Juli 1939 ihre erste Tochter Ingrid, dann drei Jahre später am 5. Mai 1942 ihre zweite Tochter Karin (Abb. 19) und noch einmal zwei Jahre später am 12. Mai 1944 die Zwillinge Jürgen und Peter (Abb. 20).

Gustav Enß sen. hat die Hochzeit seiner Söhne Kurt im Dezember 1939 und Herbert im Herbst 1943 noch miterlebt, ebenso die Geburt seiner zwei ersten Enkelkinder Ingrid und Karin. Ingrid wird regelmäßig zu ihren Großeltern nach Altfelde gebracht. Dort wird sie verwöhnt, sie hat ihr eigenes Pony und eine kleine

Kutsche. Gustavs jüngster Sohn Gustav Enß jun., inzwischen Jurist, ist wieder an der Westfront und hat dort wohl seine schweren Kopfverletzungen erlitten. Nach dem Krieg wird ihm in seinem zwischenzeitlichen Wohnort Bremen ein Schwerkriegsbeschädigtenausweis ausgestellt. Dennoch wird Gustav sen. ein großzügiger und heiterer Mann gewesen sein, der am Ende mit Zufriedenheit auf sein Leben zurückblicken konnte. Seine Liebe zur Landschaft des Werders, sein Fleiß, seine Risikobereitschaft und auch Glück haben es ihm, seiner Frau und seinen Kindern ermöglicht, in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ein großes und ertragreiches Gut aufzubauen. Nun glaubt er seine große Familie in stabilen Verhältnissen und hofft wohl, dass die nächste Generation diese Entwicklung auch fortsetzen wird. Sein Erbschein, der am 12.08.1948 in Bremen erneut ausgestellt wird, weist seiner Frau, der Witwe Margarethe Marie geb. Pfau, ein Viertel seines Vermögens zu, seine vier Söhne und seine Tochter sollen jeweils drei Zwanzigstel erhalten. Es bleibt sein Geheimnis, ob er die bevorstehende Katastrophe schon geahnt haben mag. Ein Jahr später wird seine Familie einen neuen Wendepunkt erfahren, der ein nie geahnt schmerzhaftes Abschied nehmen und mühevoll neu Anfangen erfordern wird. Am 21. Dezember 1943



Abb. 21: Beerdigung von Gustav Enß sen., Dezember 1943

stirbt Gustav Enß im Alter von 73 Jahren. Er wird am dritten Weihnachtsfeiertag auf dem Altfelder Friedhof beerdigt (Abb. 21).

Nach dem Tod seines Vaters beantragt Herbert die Freistellung vom Militärdienst, um nun beide Höfe bewirtschaften zu können. Dem Antrag wird stattgegeben, Herbert kehrt Anfang 1944 rechtzeitig für die Frühjahrsbestellung nach Hause zurück. Wie wohl die meisten seiner Nachbarn ahnt er nicht, dass dies sein letzter Frühling in Altfelde sein wird.

II Die Flucht

Der Krieg

Der zweite Weltkrieg, der mit dem deutschen Überfall auf Polen begonnen hatte, dauert nun, im Sommer 1944, schon fast fünf Jahre an. Eingeleitet wurde er, als Adolf Hitler am 1. September 1939 morgens im Berliner Reichstag mit schneidender Stimme in das Mikrophon verkündete: „Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen!“ Eine weitere Eskalation in seiner Stimme war erkennbar, als er fortfuhr: „... von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten!“ Tatsächlich überfiel die deutsche Wehrmacht ohne Kriegserklärung am Morgen des 1. September Polen. Hitler bezeichnete den Angriff als Verteidigungsaktion und begründete ihn mit einem angeblich am Vorabend erfolgten, polnischen Überfall auf den deutschen Sender Gleiwitz, den vermutlich die SS inszeniert hatte. Frankreich und Großbritannien forderten umgehend und ultimativ den sofortigen Rückzug aller deutschen Truppen aus Polen. Als Hitler eine Räumung ablehnte, erklärten beide Staaten dem Deutschen Reich am 3. September den Krieg. Eine Offensive der Westmächte blieb allerdings trotz früherer Zusagen gegenüber Polen aus. Drei Jahre später, im Winter 1942/43, war der Vormarsch der deutschen Truppen im Osten nach schnellen Anfangserfolgen kurz vor Moskau zum Erliegen gekommen. Seit dem Frühjahr 1943 hatte sich die deutsche Ostfront unaufhaltsam in westlicher Richtung zurückgezogen, sowjetische Einheiten waren nachgerückt und überall durchgebrochen. Spätestens jetzt, seit der Vernichtung der 6. Armee bei Stalingrad ist erkennbar, dass hier der Krieg nicht mehr gewonnen werden kann. Am 29. Juni 1944 kapitulieren die deutschen Truppen der Heeresgruppe Mitte, der bevorstehende, vollständige Zusammenbruch der Ostfront ist nur noch eine Frage der Zeit.

Bereits zuvor, Ende November 1943, hatten die Alliierten die Neuordnung Mitteleuropas geplant, die „Großen Drei“ Roosevelt, Churchill und Stalin hatten die Konferenz von Teheran einberufen. Die weitere Ausgestaltung wird dann erst im Februar 1945 auf Jalta und im Sommer 1945 auf der Konferenz von Potsdam festgelegt werden. Doch bevor der geplante Transfer einzelner Bevölkerungsgruppen in „geordneter und humanitärer Weise“ erfolgen kann, sind in der Endphase des Krieges hier im Osten des Reichs Millionen Menschen vor der anrückenden Roten Armee auf der Flucht nach Westen. Als die Sowjettruppen im Herbst 1944 in Ostpreußen eindringen und schnell an Boden gewinnen, setzen sich große Teile der Bevölkerung in Bewegung, häufig allerdings zu spät und unvorbereitet, da die NS-Führung noch immer das Ziel einer Gründung „von Pflanzgärten germanischen Bluts im Osten“ ausgibt.

Ruhe vor dem Sturm

Im Sommer 1944 herrscht allerdings auch hier im Osten des Reichs noch eine trügerische Ruhe. „Ach, der Krieg! Er kam (uns) so fern vor, so versteckt hinter den Dünen, Wäldern, Meeren.... Was gab es da viel zu erzählen?“ erinnert sich Arno Surminski später an die Stimmung, die noch im Spätsommer am Kurischen Haff herrscht. Die Sommergäste treffen ein, wie in jedem Jahr, von der Ostfront ist nicht viel zu erfahren.

Auch in Altfelde muss der Krieg noch weit entfernt gewesen sein. Der Gutsbesitzer Gustav Enß ist im Vorjahr gestorben, zwei seiner Söhne sind in die Landwirtschaft nachgerückt. Der Hoferbe Hanno ist wohl beim Militär, Herbert bewirtschaftet zusätzlich zu seinem eigenen Birkenhof auch den Hof des Vaters, der nach dem Krieg an Hanno gehen soll. Wie in jedem Jahr hat Herbert auch im Frühjahr 1944 wieder die Felder bestellt. Im August wird sein erstes Kind, sein Sohn Dietrich, geboren, seine weiteren Kinder werden später nach der Flucht im Westen zur Welt kommen, Margret im November 1945, Cornelia im März 1948 und „der kleine Herbert“, wie er genannt wird, im September 1949. Gustavs zweiter Sohn Kurt arbeitet nach wie vor bei der Firma Ferdinand Prowe. Er lebt mit seiner Frau Hildegard und seinen vier Kindern in der Friedrichsallee in Danzig-Langfuhr, seine Töchter Ingrid und Karin sind nun fünf und zwei Jahre, die Zwillinge Jürgen und Peter jetzt im Sommer 1944 gerade erst ein paar Wochen alt.

Vorboten eines militärischen Zusammenbruchs und des bevorstehenden, endgültigen Verlusts all dessen, was unauflöslich mit Vergangenheit und Zukunft der Familie verbunden zu sein scheint, werden hier zu diesem Zeitpunkt nur wenige Bewohner in ihrer Tragweite richtig gedeutet haben. Später dann, im Verlauf des Spätherbstes, mag wohl der eine oder andere gelegentlich ein gewisses Unbehagen spüren. Vielleicht registriert er, dass die Wehrmachtsfanfare, früher bei jedem Sieg im Volksempfänger zu hören, seltener erschallt und schließlich völlig verstummt, gleichwohl ist für die meisten Bewohner der Krieg noch immer weit weg. Nur wenige wissen, dass die Wehrmacht schon seit August 1944 für die östlich der Weichsel gelegenen Bezirke Westpreußens geheime Räumungspläne sowie Treckwege und Aufnahmekreise in Gebieten westlich der Weichsel erarbeitet hat. Diejenigen, die Kenntnisse haben, hüllen sich in Schweigen, eine vorzeitige Weitergabe solcher Informationen wird als Defätismus geahndet.

Im Herbst 1944 ist die Rote Armee in Richtung Westen bis kurz vor Warschau und bis an die Ostgrenzen Ostpreußens vorgerückt. Zur Sicherung des sowjetischen Nachschubs wird nun eine Phase relativer Ruhe eingeleitet. Zu dieser Zeit demonstriert der damalige Kreisbauernführer G. Fieguth aus Tiegenhof im Kreis

Großes Werder zumindest nach außen noch Hoffnung auf eine militärische Wende, seine persönliche Einschätzung der militärischen Lage ist seinen späteren Aufzeichnungen aus dem Jahr 1952 nicht zu entnehmen. Er räumt ein, dass auch er die inzwischen bedrohliche, militärische Situation nicht immer zutreffend eingeschätzt habe, aber bei seinen Fahrten durch den Kreis oder beim Treffen mit den 122 Ortsbauernführern habe er „...nirgends eine gedrückte Stimmung feststellen (können). Treu und tapfer tut jeder seine Pflicht und hofft, hofft, daß der Russe zum Stehen gebracht und zurückgeschlagen wird. So hoffen wir noch Weihnachten 1944, Neujahr 1945 und wollen und können es nicht glauben, daß auch unsere Flucht bevorsteht.“ Andere Zeitzeugen wie Günther v. Flottwell rufen sich scheinbare geschichtliche Parallelen ins Gedächtnis. „Man hatte das Beispiel des August 1914 vor Augen, als auch bereits der Räumungsbefehl vorlag, aber durch die Schlacht von Tannenberg hinfällig wurde.“ Schließlich setzen viele Bewohner noch immer auf die angeblich kurz vor dem Einsatz stehende V2-Rakete. Die so genannte „Wunderwaffe des Führers“ werde das bis zum bitteren Ende erhobene Credo vom „Endsieg“ ermöglichen. Flottwell fährt fort: „Woran klammert man sich nicht, wenn man hofft, ein Aufgeben der Heimat verhindern zu können?“

Winteroffensive im Januar 1945

Alle Hoffnungen auf eine Wende im letzten Augenblick erweisen sich als falsch. Am 12. Januar 1945 beginnt die russische Winteroffensive mit der Schlacht um Ostpreußen. Von Warschau aus kommend, das am 17. Januar besetzt wird, stoßen sowjetische Truppen nach Norden vor und schneiden damit die Verbindungen zwischen Ostpreußen und dem Rest des Reiches ab. Die dort ansässigen Deutschen verlassen ihre Heimat in Richtung Südwesten, Ende Januar 1945 wird der Nordteil Westpreußens mit der Weichselmündung, Danzig, Gdingen und der Halbinsel Hela sowie Ostpommern zum Anlaufgebiet für die Flüchtlingsströme aus Ostpreußen und den westpolnischen Gebieten. Dort verbieten die örtlichen Parteibehörden noch immer die Flucht der Bevölkerung, gelegentlich wird auch den aus dem Osten kommenden Trecks die Weiterfahrt untersagt. Statt dessen werden noch immer Parolen wie „Widerstand bis zum Letzten“ und „Jedes Dorf eine Festung“ verkündet. Lediglich eine „vorübergehende Zurückziehung von Frauen und Kindern und sogar des Viehs hinter die Weichsel wird vorsorglich erwogen“. Auch Herbert beschreibt die zunehmende Unruhe, die jetzt auf die Bevölkerung des Werders übergreift. „Laufend kamen ostpreußische Flüchtlinge, die vor den Russen geflohen waren, bei uns in Altfelde vorbei. Zunächst hofften wir noch, dass es gelingen wird, die Russen zu stoppen und sogar zurückzuwer-

fen. Aber dem war nicht so. Täglich kamen mehr Flüchtlinge, und auch wir würden bald Flüchtlinge sein.“

Diese Ahnung wird in kurzer Zeit zur Gewissheit. Kreisbauernführer Fieguth klingt noch immer selbstgerecht, wenn er fortfährt. „In dieser Zeit (ohne Datumsangabe) habe ich schon verschiedene Besprechungen mit den Bezirksbauernführern, wissen wir doch genau, daß auf uns, dem Reichsnährstand, bei evtl. Räumung die Hauptverantwortung liegt. Sämtliche Menschen der Dörfer müssen auf die Wagen der Höfe verteilt, Marschstraßen zu den Fähren der Weichsel aufgeteilt werden.“ Der befohlene „Widerstand bis zum Letzten“ hat zur Folge, dass die Flucht zumeist erst in letzter Minute angetreten werden kann. Die Kreise Rosenberg und Marienwerder erhalten die Fluchterlaubnis erst am 20. Januar, in den Kreisen Stuhm und Marienburg zögert sich die Räumung noch bis zum 23. Januar hinaus. An diesem Tag erreichen russische Panzer bereits Elbing und sind damit nur noch wenige Kilometer von Altfelde entfernt. Nun endlich wird der Treckbefehl über die Kreisbauernschaft herausgegeben, denn „...unser Apparat der Bezirks- und Ortsbauernführer war durch Jahre bestens in Ordnung und hatte im Krieg oft gezeigt, daß er schnell und sauber arbeiten konnte“, begründet Fieguth diesen Ablauf.

Abschied nehmen

Wie für alle Bewohner Altfeldes folgt dem Treckbefehl, genauer dem Befehl, sich umgehend auf die wie auch immer geplante Flucht zu begeben, auch für die Mitglieder der Familie von Gustav Enß bestimmt der einschneidendste Moment ihres Lebens. Beim Stichwort „Flucht aus dem Osten“ stellt sich bei denen, die sie nicht miterlebt haben, als erstes vielleicht das Bild endlos erscheinender Trecks ein, die durch eine kalte Winterlandschaft ziehen, Wagen an Wagen, vollbepackt mit dem Notwendigsten, obenauf sitzend Kinder und Alte, begleitet von Frauen und Männern, die zu Fuß den Westen erreichen wollen. Herbert wird sich mit Teilen der Familie solch einem Treck von etwa 80 Bewohnern aus Altfelde anschließen. Die Vorbereitungen hierfür sind wahrscheinlich schon seit einiger Zeit mehr oder weniger verdeckt getroffen worden, er erwähnt sie in seinem Bericht nicht. Johannes Wiens, ebenfalls Gutsbesitzer in Altfelde, hat seit Monaten den Abtransport der Viehbestände und Herdbuchherden, die Marschwege und mögliche Quartiere festgelegt, Planungen, die er nun, als es losgeht, nicht mehr umsetzen kann, für einen wie auch immer geordneten Rückzug in Richtung Westen ist es zu spät. Nun zählt jeder Tag. Die Wagen sind hergerichtet, Ackerwagen sind, soweit vorhanden, mit Planen überspannt. Die Pferde sind neu beschlagen, in den Häusern liegen Essen und Kleidung sowie wenige persönliche

Erinnerungsstücke gepackt bereit, immer nur das Allernötigste, wie Surminski in seinem Buch „Grunowen oder das vergangene Leben“ mehrfach betont, was immer das für den Einzelnen bedeutet haben mag. „Keine Kartoffeln,“ fährt er fort „...außerdem erfrieren sie. Brot, ja, Mehl auch, viel Speck und Schmalz, in der kalten Jahreszeit braucht der Körper Fett. Kochtöpfe sind nicht erlaubt, auch nicht Kinderwagen, Tische und Stühle. Porzellan und Besteck sollte man lieber vergraben“, die Hoffnung auf eine Rückkehr ist noch nicht aufgegeben. Ebenso wichtig wie Nahrung für die Menschen sind Hafer, Heuballen und Eimer zum Tränken der Pferde, auch das Futter muss wahrscheinlich für Wochen reichen. Später dann, unterwegs müssen die Hufe wegen der beginnenden Glätte mit Lappen umwickelt werden, gleichzeitig lässt sich so der Lärm dämpfen. „Wer nachts fahren will, muss leise sein“, weiß Herbert.

Doch auch andere Wege der Flucht werden geplant. Wenigen Flüchtlingen wie dem in Danzig wohnenden Kurt Enß ist es gelungen, für die Familie Plätze in einem Flugzeug zu bekommen. Einige Bewohner aus Altfelde nutzen den Zug. Es erscheint heute fast unvorstellbar, dass die Reichsbahn die Strecke Berlin – Königsberg überhaupt noch bis zum 22. Januar bedient, anschließend wird das Schienennetz dann nur noch für den Rückzug des Militärs genutzt. So fahren völlig überfüllte Reisezüge, Trittbretter und Puffer und die an den Waggons entlangführenden Laufstege sind mit Flüchtlingen besetzt, oben auf den Wagendächern hocken sie, fast so viele wie unten in den Waggons. Sie sitzen, stehen und klammern sich fest, sie denken nicht an den Verlust dessen, was noch bis vor kurzem das Fundament ihres Lebens ausmachte, sondern an ihre Rucksäcke. Der Abtransport der Bevölkerung mit der Eisenbahn gelingt zum größten Teil noch fast bis zur letzten Minute. Andere Flüchtlinge drängen nach Danzig oder Gedingen, um von dort aus per Schiff zu entkommen. Die Kriegsmarine transportiert insgesamt etwa 250.000 Flüchtlinge über die Ostsee, dabei gehen 12 Schiffe verloren. In seinem Buch „Im Krebsgang“ beschreibt Günter Grass die Versenkung der aus Danzig ausgelaufenen Wilhelm Gustloff am 30. Januar 1945. Ihr Untergang nach drei russischen Torpedotreffern kostet etwa 12.600 Menschen das Leben. Zu denen, die das Glück hatten, den Hafen zu spät zu erreichen und damit dem Tod in der Ostsee zu entkommen, gehört der aus Danzig stammende, damals knapp sechsjährige Rupert Neudeck. Sein späteres Eintreten für Flüchtlinge, die er mit der „Cap Anamur“ aus dem chinesischen Meer rettet, ist nach seinen Angaben stark durch sein eigenes Schicksal geprägt. Andere, wie das Apothekerehepaar aus Altfelde, entschließen sich zu bleiben, wissend, welches Schicksal sie vor Ort erwartet, oder sie ziehen für sich und ihre Familien einen selbstbestimmten Tod vor.

Herberts Flucht

Wohl schon seit einiger Zeit präzise geplant, scheint der Tag des Aufbruchs bei der Familie von Herbert Enß fast geordnet abzulaufen, von Verzweiflung oder Trauer ist in seinen Aufzeichnungen zumindest nichts zu lesen. Vielleicht hat auch der Wille zu überleben solche Gefühle zunächst überlagert und sie erst später hochkommen lassen, dann, als nicht mehr der Kampf um das Überleben, sondern Erinnerungen an das Verlorene und der Blick nach vorn auf die schweren Startbedingungen das Denken bestimmten. Im folgenden sind einige Passagen von Herberts Beschreibung fast wörtlich übernommen. Höchstwahrscheinlich gemeinsam mit Johannes Wiens, dessen Schilderungen in der beglaubigten Abschrift vom 26. August 1952 Herberts Erinnerungen ergänzen, führt er zumindest zeitweise den Altfeldener Treck. Beide Berichte sind nicht immer ganz deckungsgleich, geschuldet vielleicht dem Gedächtnis, vielleicht auch der Tatsache, dass sich der Treck zwischenzeitlich aufteilt, einzelne Familien unterschiedliche Wege wählen und dann später an festgelegten Treffpunkten wieder zusammen finden. Einige Einzelheiten sind auch den Berichten des Landwirts Günther v. Flottwell sowie des Kreisbauernführers G. Fieguth entnommen.

Herbert ist nun, im Januar 1945, 38 Jahre alt, er übernimmt für seine und wohl auch für andere Familien die Verantwortung. Einen offiziellen Räumungsbefehl gibt es nach Wiens auch am 23. Januar noch immer nicht, im Dorf muss allerdings eine zunehmende Verwirrung um sich gegriffen haben. Es wird bekannt, dass am Vormittag die ersten russischen Panzer das Umland von Elbing erreichen, hier, östlich von Nogat und Weichsel, feuern sie auf mehrere Trecks, die Stadt selbst wird erst am 10. Februar eingenommen werden. Johannes Wiens schreibt: „Die Weichselübergänge bei Marienwerder und Dirschau sowie an der Nogat bei Marienburg und die Stadt und Umgebung von Elbing standen in diesen Tagen im Brennpunkt der Fluchtbewegung. Seit dem 15. Januar waren die von Elbing abfahrenden Eisenbahnzüge bereits durch Flüchtlinge aus Königsberg überfüllt, zahlreiche Trecks aus Ostpreußen waren durch Elbing hindurchgefahren, und viele Flüchtlinge hatten sich in der für sicher geltenden Stadt niedergelassen. Zusammen mit den über 90 000 einheimischen Elbingern bildeten sie eine große Massierung von Menschen, die plötzlich in panischer Angst die Flucht zu ergreifen begannen, als am 23. Januar die ersten russischen Panzer nach Elbing eindrangen. In den folgenden Tagen begann ein Sturm auf die wenigen noch fahrenden Züge und alle sonstigen Transportmittel. Da bis zum 30. Januar der Weg nach dem Westen und Norden mit Unterbrechungen offen blieb, ist es schließlich ca. 80 Prozent der in Elbing zusammengedrängten Menschen noch gelungen, nach Danzig und Pommern, teils sogar mit Booten in einer Fahrinne quer durch das Haff nach Pillau zu entkommen.“

Herbert bringt am Morgen des 23. Januar zunächst Frauen und Kinder zum Bahnhof. Sie sollen, da am Vortag der Personenverkehr eingestellt worden ist, in Güterwagen eines Militärzugs nach Berlin gebracht werden, auch das muss zuvor organisiert worden sein. Der Zug wird das nahe gelegene Danzig allerdings erst zwei Tage später erreichen. Anschließend folgt ein Moment, den Herbert Zeit seines Lebens nie vergessen hat, er muss endgültigen Abschied nehmen, vom Hof seines Vaters und von seinem Hof, den er liebt und den zu bearbeiten ihm nur wenige Jahre gegeben waren. Seine Zugpferde werden für den Treck benötigt, die übrigen Tiere muss er zurücklassen. Den jungen Pferden öffnet er die Boxen und das Scheunentor, so dass sie ins Freie laufen können, vielleicht, so hofft er, finden sie draußen noch etwas Futter, was im westpreußischen Winter nicht sehr wahrscheinlich ist, es ist wohl eher ein Aufschub für höchstens ein paar Tage. Das Milchvieh sowie Jungvieh, Schweine und Federvieh bleiben in den Stallungen eingesperrt, Herbert bringt es nicht über sich, seine Tiere zu töten. Die Erinnerungen an die damalige Gewissheit, dass niemand mehr das Vieh füttern, melken oder tränken wird, hat ihn bis zum Ende seines Lebens belastet. Surminski muss ähnlich empfunden haben, sein Gedanke „auch die Tiere verlieren den Krieg“ könnte auch von Herbert stammen. Haus und Hof werden verschlossen, die Getreideernte des Jahres bleibt in den Scheunen, in der Altfelder Zuckerfabrik lagern noch etwa 40 000 Zentner Zucker.

Herberts Treck startet gegen Mitternacht mit etwa 80 Bewohnern aus Altfelde, auch seine Schwester Lore und ihr Mann Leo Kuhn sind dabei. Der Weg über vereiste Straßen und durch Schneestürme ist nicht leicht. Viele Frauen müssen es allein schaffen, denn ihre Männer sind beim Volkssturm. Die Pferde gleiten immer wieder aus, Wagen brechen zusammen. Es fehlt an Nahrungsmitteln, vor allem an Milch für die Kleinkinder. Wiens erkennt zwischen den Dorfbewohnern zahlreiche fremde Flüchtlingswagen, die zuvor in Altfelde Quartier gemacht und sich jetzt dem Treck anschlossen haben. Zwischen Morgengrauen und Mittag des folgenden Tages wird die zugefrorene Nogat bei Marienburg überquert. Die Straßen sind vollständig überfüllt, gleichzeitig muss der zurückflutenden Wehrmacht das Vorfahrtsrecht eingeräumt werden. Von Marienburg aus geht es weiter in nordwestlicher Richtung nach Dirschau. Hier soll die Weichsel, die in diesem Jahr noch offen ist, so schnell wie möglich gekreuzt werden, nach einigen Stunden kann der ganze Treck geschlossen die Brücke passieren.

Die Witwe von Gustav sen., Mutter Margarethe Enß, hatte schon auf dem kurzen Weg von Altfelde bis Dirschau Schwierigkeiten, sie wird zu einer Belastung für den ganzen Treck. Ein Soldat aus Altfelde bietet an, sie auf einem Wehrmachtlastwagen nach Danzig-Langfuhr mitzunehmen, wo wahrscheinlich noch andere Familienmitglieder anzutreffen sind. Lore, Leo und Herbert nehmen das Ange-

bot an, die ältere Dame gelangt gut dorthin. Zeitweise wird der Treck auseinandergerissen, aber jeder kennt den nächsten Treffpunkt, Karthaus. In Schmellen wird die Flucht bis Ende Februar unterbrochen, dann wird der Weitermarsch nach Westen bis hinter die Oder befohlen, von wem, ist den Aufzeichnungen nicht zu entnehmen. Weiter geht es in nordwestlicher Richtung nach Lauenburg, schließlich wird die pommersche Küste erreicht. Von nun an wird die Flucht in Nachtmärschen von jeweils etwa 50 km fortgesetzt. Das ist von Vorteil, da tagsüber die vereisten Straßen überfüllt sind und nachts der große Treck ohnehin kein Quartier bekommen hätte. Man durchquert Dörfer, die der eine oder andere kennt, die aber fremd erscheinen, denn sie liegen ohne Licht in der Schneelandschaft. Lores Mann Leo hat ein Radio dabei und kann den Treck über die Veränderungen im Frontverlauf informieren. Aus den Scheunen besorgt man sich Heu, ohne zu fragen, denn niemand ist da, der gefragt werden kann. Herberts Gespannpferd Katja gibt mit ihrem vier-Kilometer-Schritt das Tempo an, die Stute ist für Herbert eine zuverlässige Partnerin, nach der Flucht wird er sie mit ganz großer Freude schon aus der Ferne auf einem Marktplatz wiedererkennen. Nun sind die Nachtmärsche in etwa kalkulierbar, der Treck kommt morgens immer in ein Quartier, das frei und auch für die Pferde warm ist. Herbert selbst geht Nacht für Nacht mit einer kleinen Sturmlaterne vor dem ersten Gespann, häufig leistet ihm dabei eine der Frauen aus dem Treck Gesellschaft. Seine Erinnerungen erwecken den Eindruck großer Disziplin und fester Entschlossenheit, weiterzuziehen. Als nächstes muss die Oder überquert werden, von dort aus sollen eigentlich Usedom und Wollin die nächsten Stationen sein.

Herbert kennt sich aus. Er ahnt, dass bei Oderbrück eine, wie er es nennt, „Heldengreifkommission“ auf ihn wartet, die – Welch ein Hohn auf den Verlauf des Krieges – noch immer Soldaten auffinden soll, die im Schutz eines Trecks zu desertieren versuchen. Wochen nach dem Abschied von Altfelde quert der Treck die Oder, etliche Flüchtlinge haben wie Herbert auch die Strecke überwiegend zu Fuß bewältigt. Nun ist eine weitere Pause geplant. Zum ersten Mal herrscht wieder das Gefühl einer relativen Sicherheit.

Einige Tagesmärsche später wird nördlich von Berlin das zwischen Neustrelitz und Templin gelegene Hohenlychen erreicht, bekannt durch seine Heilanstalten, die zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts erbaut wurden. Da die Gebäude als Lazarett gekennzeichnet sind, blieben sie bisher von Bombenangriffen verschont. Hier in Hohenlychen ist eine Pause eingeplant. Herbert nutzt den freien Tag, um mit der Bahn, die erstaunlicherweise auch Ende Februar 1945 noch funktioniert, zunächst nach Berlin und dann zum südlich gelegenen Blankenfelde zu fahren. Im Landwirtschaftsministerium erfährt er vom dortigen Abteilungsleiter, dass sich der Treck, mit dem dessen Eltern gestartet sind, schon unterwegs auf-

gelöst hat und die Leute mit ihren Gespannen zurück nach Ostpreußen wollten. Er hatte für den Treck seiner Eltern als Unterbrechung ihrer Flucht das südlich des Müritz-Sees gelegene Gut Krümmel (Abb. 22) vorgesehen, hier kann Herberts Treck nun vorübergehend die Flucht unterbrechen. Die Anlage mit einem Wohnhaus, einem Inspektorenhaus, Stallungen und einer Scheune sind als Zwischenquartier gut geeignet. Herbert beschließt, mit dem Treck eine Pause einzulegen.



Abb. 22:
Gut Krümmel in Mecklenburg

Hier erreichen ihn gute Nachrichten von seiner Frau, ihr ist mit dem kleinen Sohn Dietrich die Flucht über das Meer geglückt. Zunächst haben sie den kleinen Ort Heidmühlen bei Segeberg in Holstein erreicht, inzwischen halten sich die beiden zusammen mit Mutter Enß in Neuruppin auf. Zufällig trifft am selben Abend auch Herberts Bruder Kurt in Blankenfelde ein. Herbert hat also bei seinem Abstecher nach Berlin allerhand von seiner Familie erfahren. Am nächsten Morgen kehrt er zurück nach Hohenlychen, um den Treck zum Gut Krümmel zu führen. Dort angekommen, fährt er mit seinem Landauer nach Neuruppin, um auch seine Familie zum Gut zu bringen. Der Treck setzt irgendwann seinen Weg in Richtung Westen fort, einige Zeit später trifft er dann, so, wie vor langer Zeit verabredet, in Segeberg ein.

Herbert selbst kann den Treck auf diesem letzten Teil des Weges nicht mehr begleiten. In Altfelde konnte er als Landwirt nicht zum Militärdienst eingezogen werden, diese Freistellung gilt jedoch nur innerhalb seines Heimatkreises. Jetzt wird er nach Husum oder vielleicht auch Heide einberufen, diese kleinen Städte an der Holsteinischen Westküste haben bei ihm offenbar keinen bleibenden Ein-

druck hinterlassen. Dort wird – noch immer – eine neue Einsatzinheit zusammengestellt, die den Feind, hier nun die Amerikaner, aufhalten oder besser noch schlagen soll. Mit drei Pistolen bewaffnet, wird die als Artillerie bezeichnete kleine Gruppe in Mecklenburger Bauernwagen zum Einsatzort gebracht. Aber die Zeit arbeitet für Herbert und seine Kameraden. Am 8. Mai wird der kleine Trupp von US-Soldaten eingeholt. Herberts Offizier teilt seinen Leuten mit: „Der Krieg ist aus, wir gehen im Morgengrauen in Ami-Gefangenschaft“.

Das sieht Herbert allerdings anders. Als Zivilist gekleidet, organisiert er sich ein Fahrrad und fährt damit wieder in Richtung Osten zum Landgestüt Redefin im mecklenburgischen Landkreis Ludwigslust. Dort lässt er sich zunächst als Knecht anstellen. Eines Tages hört er im Radio, dass die Amerikaner Thüringen und Mecklenburg in Kürze den russischen Besatzungstruppen übergeben wollen. Dies entspricht zwar dem Zusatzabkommen zur Konferenz von Jalta, der Bevölkerung werden derartige Abkommen wahrscheinlich nicht bekannt gewesen sein. So hat die Nachricht eine massive Verunsicherung der Menschen, der Anässigen sowie der Flüchtlinge, zur Folge. Marlies hat Herbert mittlerweile mitgeteilt, dass sie mit dem Treck Heidmühlen bei Segeberg erreicht habe. Also setzt er sich wieder auf sein Rad, radelt von Ludwigslust nach Lübeck, setzt über die Trave, und erreicht nahe Segeberg schließlich Heidmühlen. Auf dem Marktplatz erkennt er voller Freude seine Pferde Else und Katja, auf dem dazugehörenden Wagen sitzen seine Frau Marlies und seine Schwester Lore mit ihrem Mann Leo.

Kurts Flucht

Die Flucht von Kurt und seiner Familie aus dem Inferno von Danzig liegt weitgehend im Dunkeln, Herbert hat ihr in seinen Erinnerungen nur sieben Zeilen gewidmet. Zeitzeugen wie Kurt selbst, seine Frau und seine älteste Tochter Ingrid, seine Geschwister Hanno, Gustav und Lore können nicht mehr befragt werden und Kurts Kinder Karin, Jürgen und Peter waren im Winter 1945 noch zu klein, um sich an die Flucht zu erinnern. Herbert hat notiert, dass Kurts Frau Hildegard mit ihren vier Kindern auf die Flucht ging, ihre Mutter Margarethe Frank begleitet Tochter und Enkelkinder während der ganzen Zeit. Auch wenn sie später verbittert gewesen sein soll, wird sie für ihre gerade dreißig Jahre alte Tochter mit den vier Kindern eine große Stütze gewesen sein. Margarethe Frank wird ihren Mann Max (geb. 11.10.1883) nach dem Krieg nicht mehr wiedersehen, lange Zeit gilt er als vermisst, bevor ihn seine Frau schweren Herzens für tot erklären lässt. Hinweise darauf, wie Kurt sich von Danzig aus in westlicher Richtung durchgeschlagen hat, gibt Herbert nicht. Er erwähnt ihn zunächst nur einmal, als dieser in der Nähe von Berlin auftaucht.

Irgendwann im Januar 1945 bringt Kurt seine Familie in Danzig zu einem Flugplatz. Unterstützt durch seinen Schwiegervater, der bei der Stadtverwaltung tätig ist, hat er für alle einen Platz in einer Ju 52 bekommen. Dieses fast legendäre kleine Flugzeug mit dem inzwischen klassischen Wellblechdesign, wegen seines behäbigen Flugverhaltens auch liebevoll „Tante Ju“ genannt, kann nur 17 Passagiere transportieren. Im Winter 1945 lässt die Aussicht auf solch einen Flug vielleicht eine relativ leichte Flucht erhoffen, aber es kommt anders. Die Maschine muss bei Stolp etwa 20 km südlich der pommerschen Küste notlanden. Herbert beschreibt die technischen Details der Landung als Nicht-Techniker, wenn er notiert: „Beim Ausrollen war ihr (der Ju 52) ein Wald im Wege und sie brach ihre Flügel ab“. Ingrid, zum Zeitpunkt der Flucht fünf Jahre alt, glaubt in ihren kurzen Erinnerungen aus dem Jahr 2007 etwas von einer Vereisung der Propeller gehört zu haben. Die Ursache der Notlandung ist also nicht mehr zu klären. Die Passagiere, die das Flugzeug weitgehend unbeschadet verlassen können, werden anschließend in einer anderen Maschine nach Berlin gebracht. Hier stößt Kurt offenbar für kurze Zeit wieder zu seiner Familie, vielleicht werden hier auch weitere Treffpunkte verabredet. Hildegard reist mit ihrer Mutter und den Kindern weiter nach Grabow, dem Stammsitz der Familie Bolbrügge, Kurt wählt offenbar einen anderen Weg und trifft dort nach Ingrids Erinnerungen, die hier die einzige Quelle darstellen, erst später ein. In der Bolbrüggischen Wassermühle finden alle wieder vorübergehend eine Unterkunft.

Grabow ist heute eine eher unbekannt mecklenburgische Kleinstadt, gleichwohl hat sie eine lange Geschichte. Erstmals erwähnt im Jahr 1186, erhielt Grabow bereits 1252 das Stadtrecht. Unter verschiedenen Fürsten wuchs die Stadt, bis im Jahr 1725 ein großer Brand Schloss, Rathaus, Kirche und große Teile der Stadt vernichtete. Das heutige Stadtbild zeigt weitgehend die Zeit nach dem sich anschließenden Wiederaufbau, spätere Modernisierungen gehen zumeist erst wieder auf die Zeit nach dem Mauerfall zurück. Für unsere Familie verbindet sich mit dem Namen Grabow zunächst das erste Etappenziel, das Kurt und seine Familie während ihrer winterlichen Flucht aus Danzig erreichen, einem in diesen chaotischen Zeiten zunächst recht friedlichen Refugium. Dann, etwa ein Dreivierteljahr später wird Hildegard Enß im nahe gelegenen Ludwigslust an Typhus sterben, Kurt wird diesen Verlust nie ganz verwinden.

Schon seit dem 16. Jahrhundert gibt es am Pferdemarkt eine Kornmühle, die mit Wasserkraft aus der Elde angetrieben wird. Im Jahr 1709 übernimmt Hartwig Bolbrügge ihren Betrieb, die folgenden Generationen erweitern die Anlage beständig und errichten so eine der größten Mühlen Mecklenburgs. Nach dem Kauf des Erbpachtrechts im Jahr 1717 wird sie von Generation zu Generation weiter vererbt und gelangt schließlich in den Besitz von Carl Bolbrügge (* 21. Mai 1854 in

Grabow; † 24. September 1939 in Grabow), dem Großvater von Hildegard und ihrer Schwester Erika. Carl Bolbrügge studiert zunächst an der Gewerbeakademie Ingenieurwissenschaften, nach dem Studium steigt er in den Mühlenbetrieb seiner Familie ein. Mit 35 Jahren übernimmt er von seinem Vater die Geschäftsführung des Unternehmens, hier ist er bis ins hohe Alter tätig. Unter seiner Leitung wird die Anlage bis 1925 ständig erweitert und vergrößert, 1930 während der Weltwirtschaftskrise gerät die Mühle in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Nach dem Krieg, allerdings erst im Jahr 1951, wird die Familie Bolbrügge enteignet, die Mühle wird zum volkseigenen Betrieb (Abb. 23, 24). Als Teil der Elde-Mühle Parchim arbeitet sie noch bis 1998 weiter, heute steht der Gebäudekomplex leer, lediglich Strom wird hier noch erzeugt.

Wie zuvor geplant, trifft Kurts Familie von Berlin aus kommend im Januar 1945 in der Bolbrüggischen Mühle ein. Zumindest Kurts Töchter Ingrid und Karin, fünf und drei Jahre alt, scheinen hier in Grabow nach einiger Zeit zunächst so etwas wie Normalität zu finden. Wenn es im Haus zu eng wird, erkunden die beiden das winterlich verschneite Gelände. Karin erinnert sich an eine Episode: „Im Januar 1945 spielten Ingrid und ich am Mühlenteich. Auf dem Steg fehlten Bretter. Ich sollte über die Lücke springen und schaffte es leider nur fast. So fiel ich in das kalte Wasser und konnte mich nur mit Mühe an den dunklen Pfosten des Stegs festhalten. Ingrids Wahnsinnsgeschrei holte Hilfe, allerdings waren die nur einmal vorhandenen schweren Wintersachen völlig durchnässt und brauchten Tage um wieder zu trocknen. In dieser Zeit konnte ich zum Leidwesen der Erwachsenen nicht das Haus verlassen und nervte sie wahnsinnig.“

Etwa zur selben Zeit erreicht auf der Flucht aus der nahe Altfelde gelegenen Stadt Elbing auch ein anderes, etwa zwölf Jahre altes Flüchtlingsmädchen Grabow, eine Anita Charlotte Langelotz. Ihre ersten Erinnerungen lassen zunächst einen mühsamen Start erahnen, „...wir kamen aus der Stadt, besaßen nur das Allernotwendigste – jeder hatte nur einen kleinen Koffer mitnehmen können, wir wollten ja eigentlich nach Beendigung der Kampfhandlungen gleich nach Elbing zurück.“ Die vage Hoffnung, ihre Heimat nur zwischenzeitlich verlassen zu müssen, haben viele Flüchtlinge gehabt. Für das muntere Mädchen, das zu den amerikanischen Soldaten geht und dort im Stall hilft, gibt es auch in diesem Notquartier immer wieder Momente, in denen es ein ganz normales Kind sein kann. Vom Bauern, der ihre Familie aufgenommen hat, bekommt sie „...als Dank fürs Melken und Füttern noch ein Geschenk...: ein graues Kaninchen, das ich sehr geliebt habe...Viele Menschen glauben, wegen des Kriegs und des Mangels um ihre schönen Jugendjahre betrogen worden zu sein, aber gerade deswegen waren sie für mich bunt, aufregend, spannend und auch voller kleiner Freuden.“



Abb. 23: Die Bolbrüggesche Mühle in Grabow, am Mühlenteich



Abb. 24: Die Bolbrüggesche Mühle, Innenanlage

Inzwischen sind die Amerikaner im Anmarsch und dringen bis zur Elde vor. Von Osten her nähern sich die Russen, die dazwischen liegenden, stark ausgedünnten deutschen Einheiten ziehen sich zurück. Anita fährt fort: „Die ersten kämpfenden Amerikaner sind Neger, ‚gefährliche Typen!‘ kursierten Gerüchte. Die Grabower Weiblichkeit verzog sich auf die Dachböden, auch meine Mutter und meine Schwester. Bei den letzten Kampfhandlungen versteckten wir uns..., den Einzug der Amerikaner erlebten wir im Teichmannschen Keller.“ Am 25. April treffen bei Torgau an der Elbe erstmals sowjetische und amerikanische Einheiten aufeinander. Kurze Zeit später ist im Radio zu hören, dass die Amerikaner Mecklenburg und Thüringen an die Russen übergeben wollen. Für die Bewohner wird das Leben riskanter, als die bis dahin eher lässigen und manchmal auch großzügigen amerikanischen Soldaten nun durch junge Russen abgelöst werden. Diese, teils völlig unerfahren, fordern eine völlige Unterwerfung unter ihre straffen hierarchischen Strukturen.

In der Bolbrüggischen Mühle haben inzwischen zahlreiche Flüchtlinge Quartier gefunden. In solch einem Umfeld, in dem zahlreiche, durch Mangelernährung und Flucht geschwächte Menschen zusammenrücken, steigt die Gefahr verschiedener Infektionskrankheiten, darunter auch des Typhus, den man mit einer Meldepflicht zu beherrschen versucht. Zu den Flüchtlingen im Haus Am Pferdemarkt 8 gehört auch ein 17-jähriges Mädchen, dessen Typhus nicht gemeldet ist. Es ist möglich, dass sich Hildegard, durch das Stillen der Zwillinge noch zusätzlich geschwächt, hier ansteckt. Sie wird in das Krankenhaus in Ludwigslust gebracht. Ihre kleinen Töchter Ingrid und Karin kommen regelmäßig, sie dürfen allerdings die Isolierstation nicht betreten und können ihrer Mutter, die am Fenster ihres Zimmers steht, nur vom Hof aus zuwinken – ein Bild voll unglaublicher Traurigkeit. Am 23. Oktober 1945 stirbt Hildegard im Alter von 30 Jahren, neun Monate, nachdem sie mit ihrer Mutter und ihren vier Kindern in Grabow eingetroffen ist. Vielleicht gelten ihre letzten Gedanken ihren Kindern, zumindest weiß sie diese im Schutz ihrer Familie. Sie wird neben dem Mausoleum der Familie Bolbrügge auf dem Friedhof in Grabow beerdigt (Abb. 25, 26).

Irgendwann zieht die restliche Familie weiter nach Westen. Nachdem er zwischenzeitlich seine Kinder in der Familie hat unterbringen müssen, steuert Kurt Wilhelmshaven an. Dort taucht die treue Tante Hesse auf, ein Faktotum aus Altfeldener Zeit, um ihm und seinen Mädels den Haushalt zu führen. Kurts Schwiegermutter Margarethe Frank zieht mit den kleinen Zwillingen Jürgen und Peter weiter nach Bayern. Vier Jahre später werden die beiden Jungen zur Einschulung aus ihrem vertrauten Umfeld geholt und zu dem ihnen unbekanntem Vater nach Wilhelmshaven gebracht, ein schwieriger Neustart steht allen Beteiligten bevor.

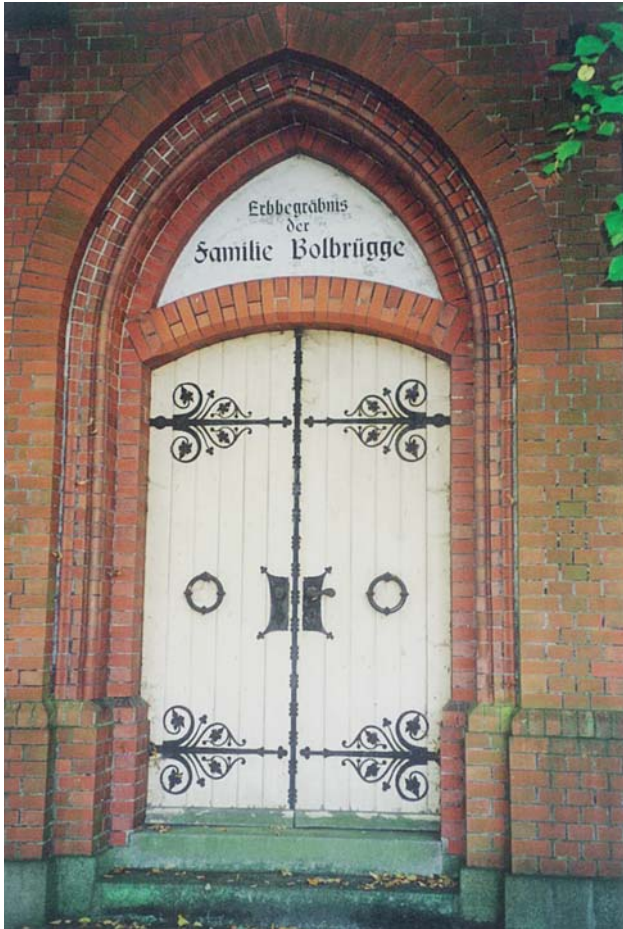


Abb. 25: Mausoleum der Familie Bolbrügge

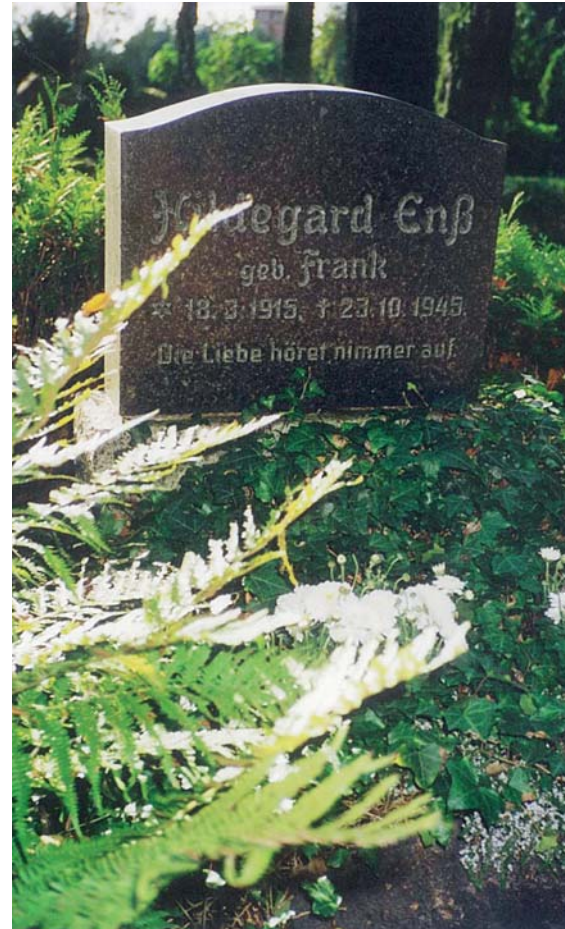


Abb. 26: Das Grab von Hildegard Enß nahe dem Mausoleum

Ruth

Ruth Nickel-Wiebe wird nach dem Krieg den vierten Sohn des Altfeldener Gutsbesitzers Gustav Adolf Enß sen. heiraten, wiederum einen Gustav. Fünfzehn Jahre später werden die Beiden für drei der vier verwaisten Kinder von Kurt und Hildegard in stürmischer Zeit zum Ankerplatz werden. Zusammen mit ihren beiden eigenen Kindern Eberhard und Bettina werden sie den dreien unter nicht immer einfachen Bedingungen das Umfeld einer Familie bieten. Auch Ruths Familienverhältnisse sind, wie in der Familie öfters anzutreffen, nicht leicht zu entwirren, in Notfällen wird auch hier nach dem pragmatischen Familienspruch, dass Familie zusammenhält, gehandelt.

Ihre ersten Lebensjahre verlebt Ruth in der Langgasse 4 in Marienburg. Ihre Eltern führen dort das Hotel „Zum weißen Lamm“; später, als die sozialdemo-

kratische und damit nicht gesinnungskonforme Haltung des Vaters vermehrt wahrgenommen wird, wird das Haus auch „Zum roten Bock“ genannt. Ruths Vater Johann Wiebe, geboren am 2. Januar 1873 in Ladekopp/Westpreußen, ist Mitglied des Stadtrats in Marienburg und ein starker und tatkräftiger Mann. Vom Typ her leicht aufbrausend, ist er im Umgang mit seiner Frau stets liebevoll. Am 2. Juli 1924 stirbt er plötzlich an einem Schlaganfall. Er hinterlässt seine Frau Marie Wiebe, geborene Wiebe (eine rein zufällige Namensgleichheit), die nach vier älteren Kindern im Alter von etwa 47 Jahren mit Ruth, dem „Nachschrabsel“ genannten Nachkömmling, schwanger ist. Marie Wiebe muss eine sehr sanfte, aber gleichwohl starke Frau gewesen sein. Geboren am 17. September 1878 in Herrenhagen/Westpreußen stirbt sie selbst etwa vier Jahre nach ihrem Mann am 10. Mai 1928 mit nur knapp 50 Jahren an Krebs, Ruth ist zu dieser Zeit gerade dreieinhalb Jahre alt. Ihre älteste Schwester Leonore und deren Mann Walter Nickel überlegen nicht lange. Sie handeln nur nach ihren eigenen, familienorientierten Maßstäben, als sie, 24 und 26 Jahren alt, die kleine Ruth zu sich nach Danzig-Langfuhr holen. Vier Jahr lang ist Ruth ein Einzelkind, bevor 1932 Eva und 1935 Wolfgang geboren werden, beide sind zeitlebens für Ruth Geschwister. Eva ist eine Zangengeburt, während der Geburt wird das Gehirn verletzt. Zunächst unauffällig, werden mit zunehmender Zeit bei dem Kind Störungen in der Entwicklung erkennbar.

Nachdem Walter Nickel zuvor in Berlin Assessor geworden war, kehrt der Jurist zu Anfang der dreißiger Jahre nach Danzig zurück. Dort tritt er seine erste Arbeitsstelle in der Finanzverwaltung an. Von nun an geht es bergauf, im Jahr 1936 wird Walter Nickel Direktor der Danziger Devisenbank, die Abfolge der nacheinander bezogenen Wohnungen bezeugen den finanziellen Aufstieg der jungen Familie. Auf die erste, noch schlichte Wohnung folgt in Danzig-Langfuhr eine stattliche 5-Zimmer-Wohnung im Althofweg, das erste Haus steht dort im Uphagenweg, von da aus geht es weiter in das großbürgerliche Haus im Jäschkentaler Weg.

Danzig-Langfuhr hat einen Nobelpreisträger hervorgebracht, Günter Grass kam dort 1927 im Kastanienweg zur Welt. Seine Danziger Trilogie bezieht die Orte seiner Jugend mit ein. In den „Hundejahren“, nach seinem wohl bekanntesten Roman „Die Blechtrommel“ und dem zweiten Teil der Trilogie „Katz und Maus“ im Jahr 1963 erschienen, setzt er seinem Geburtsort ein Denkmal: „Langfuhr war so groß und so klein, dass alles, was sich auf dieser Welt ereignet oder ereignen könnte, sich auch in Langfuhr ereignete oder hätte ereignen können....Im seit achtzehnhundertvierundfünfzig (in Danzig) eingemeindeten Langfuhr, das sich unterhalb des Jäschkentaler Waldes, in dem das Gutenbergdenkmal stand, in guter Wohnlage hinzog, in Langfuhr, dessen Straßenbahnlinien den Badeort



Abb. 27: Jäschkenthaler Weg in Langfuhr, Postkarte eines unbekannte Absenders aus dem Jahr 1899

Brösen, den Bischofssitz Oliva und die Stadt Danzig berührten, in Danzig-Langfuhr also, einem durch die Mackensenhusaren und den letzten Kronprinzen berühmt gewordenen Vorort, den in aller Breite der Strießbach durchfloß, wohnte ein Mädchen...“ Hier in Langfuhr lebt nun auch Ruth bis zu ihrer Flucht im März 1945. Das alte Langfuhr muss ein nobler Stadtteil gewesen sein, der Jäschkenthaler Weg ist gesäumt von stilvollen Villen aus der Zeit von Ende des 19. bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Abb. 27).

In der Volksschule ist Ruth eine gute Schülerin, mit elf Jahren wird sie in das Stephan-Wetzold-Lyceum eingeschult. Hier lässt ihr Spaß am Lernen erkennbar nach. Etwa zu dieser Zeit wird bei Walter Nickel Lungentuberkulose festgestellt. Zwei Mal muss er für mindestens drei Monate nach St. Blasien im Schwarzwald zur Kur, selbstverständlich begleitet ihn seine gesamte Familie in dieses zeitweise Exil. Die dortige Schule ist nicht sonderlich attraktiv, Ruth zieht es vor, ihre Zeit im Wohnzimmer zu verbringen. Kurz vor Weihnachten kehrt die Familie nach Danzig zurück, Nachhilfestunden und ihr nach dem Motto „auch ein mieses Abitur ist ein Abitur“ wohl dosierter Arbeitseinsatz reichen aus, um sie 1943

dieses Ziel erreichen zu lassen. Ruth hat auch jetzt noch mit Theater und Wanderungen eine gute Zeit, Politik ist zu Hause kein Thema. Fast automatisch ist sie im Bund Deutscher Mädels, dem BDM, kurzfristig ist sie BDM-Führerin, kann jedoch diese Position schnell wieder abschütteln. Den Kriegsbeginn am ersten September 1939 hatte die damals Fünfzehnjährige zunächst kaum registriert, an spätere Einschränkungen, beispielsweise bei Lebensmitteln, kann sie sich nicht erinnern.

Aber dann dringt der Krieg auch in dieses heitere Umfeld ein. Selbst im heimischen Volksempfänger, der im Gegensatz zu Radios mit freier Programmwahl nur über einen voreingestellten, politisch kontrollierten Sender verfügt, mehrten sich die Verlustmeldungen von der Ostfront. Ruth hat zwei ältere, leibliche Brüder, die dort kämpfen. Einer der beiden, Reinhard, fiel Anfang 1942 an der deutsch-russischen Front bei Demjansk südöstlich des Ilmensees, der andere, Hans, wird in Budapest als vermisst gemeldet. Gerade die Unsicherheit seines Schicksals ist für Ruth noch heute eine offene Wunde.

Drei Jahre nach der berühmten Kesselschlacht am Ilmensee, Anfang Januar 1945, steht die Rote Armee nun kurz vor Danzig. Die Flüchtlingsströme aus dem Osten schwellen an, im Nickelschen Haus treffen immer mehr Familienmitglieder ein. Viele Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen lassen sich zunächst durch die relativ friedlichen Verhältnisse, die in Danzig und Pommern noch bis Anfang Februar 1945 herrschen, verleiten zu bleiben. Noch mehr gilt dies auch für die einheimische Bevölkerung, sie nutzt zunächst nur spärlich die bestehenden Verbindungen, um mit der Bahn, zu Schiff oder im Treck in die Gebiete westlich der Oder zu gelangen. Ausschlaggebend kann sein, dass die örtlichen Parteibehörden noch immer in ganz Pommern und dem nördlichen Westpreußen die Flucht der Bevölkerung verboten haben und auch teilweise sogar den aus dem Osten kommenden Trecks die Weiterfahrt in Richtung Pommern untersagen.

Zu dieser Zeit treffen im Nickelschen Haus eine von Ruths leiblichen Schwestern mit ihren vier Kindern, einer Köchin und deren Kind sowie einer Kinderschwester mit Kind ein. Begleitet werden sie von zwei Herren und zwei englischen Kriegsgefangenen. Ihre persönlichen Dinge haben die Zitzlaffs zuvor bereits nach Blankenburg im Harz ausgelagert, nun sind sie, nur noch mit leichtem Gepäck, und ihren zwei Autos auf der Flucht. Walter Nickel besorgt ihnen noch einmal Treibstoff, und schon bald kann dieser Zweig der Familie die Flucht fortsetzen. Kurz nach den Zitzlaffs finden weitere Familienmitglieder, eine Tante Liesel und ihre sechs Kinder, zeitweise Unterschlupf, sie werden von einer Schwester und einem Kindermädchen begleitet. Schließlich stößt noch eine Schwägerin von Walter Nickel mit ihren drei Kindern sowie dem französischen Kutscher und einer Flüchtlingsfrau dazu. Zeitweise beherbergt das Haus mehr als 50 Personen, gleichwohl lässt sich eine den Möglichkeiten angepasste Ordnung aufrecht

erhalten. Das Herrenzimmer im Erdgeschoss bleibt Walter Nickel vorbehalten, Damenzimmer und Esszimmer werden von seiner Familie genutzt. Im Wintergarten wird in zwei Partien gegessen, die drei großen Dielen dienen den Kindern zum Spielen. An Lebensmitteln herrscht kein Mangel, alle Flüchtlinge haben ihre eigenen Vorräte mitgebracht. Anfang März hat sich das zum Durchgangslager entwickelte Haus wieder geleert.

Die Rote Armee ist inzwischen bis kurz vor Danzig vorgerückt. Am 21. Januar hat Großadmiral Dönitz entgegen Hitlers Anweisungen den Befehl gegeben, den Abzug der U-Bootlehrdivision und einer U-Boot-Flotille aus der umkämpften Danziger Bucht nach Westen vorzubereiten. Soweit der verfügbare Schiffsraum nicht vom Militär benötigt werde, solle Zivilbevölkerung mit an Bord genommen werden. Dieser Entschluss ist nicht ohne Folgen, die Anzahl der Flüchtlinge, die das Gebiet über die Ostsee verlassen, schnell rasant nach oben. Gleichzeitig werden auch immer mehr zivile Schiffe aus dem Handel, ja, selbst aus dem Walfang der Evakuierung unterstellt, sie werden umgerüstet und für die Fahrt nach Westen vorbereitet. Um sie gegen Angriffe aus der Luft oder zur See zu schützen, sollen sie, wenn möglich, von Kriegsschiffen begleitet werden. Dieses groß angelegte Manöver, das unter dem Kennwort „Unternehmen Hannibal“ in die Geschichte eingeht, setzt in den letzten Monaten des Kriegs vor dem Einmarsch der Roten Armee insgesamt mehr als tausend Schiffe ein. Von Danzig, von der Halbinsel Hela, von Pillau und von Gotenhafen aus transportieren sie etwa 2,5 Millionen Menschen, Wehrmachtpersonal und auch Zivilisten, aus Ost- und Westpreußen nach Westen.

Inzwischen wird für Walter Nickels Familie das Zeitfenster für die Flucht immer enger. Walter hat gemeinsam mit dem Oberbürgermeister von Danzig den Transport beider Familien auf einem Minensuchboot organisiert, als Parteimitglied muss er selbst mit dem Start auf die offizielle Fluchtgenehmigung bis Mitte März warten. Günther v. Flottwell notierte später: „...Für Tausende von Flüchtlingen, die vor der Umklammerung durch die Rote Armee nach Danzig strömen, wird dieses Ziel (Danzig) zum Verhängnis. Am 22. März gelingt den sowjetischen Truppen zwischen Danzig und (dem wichtigen Stützpunkt der deutschen Kriegsmarine) Gotenhafen der Durchbruch an die Küste (die weitgehende Zerstörung erfolgt dann durch britische und amerikanische Luftangriffe). Pausenlos werden die Menschen durch die Flotte der Flüchtlingsschiffe evakuiert, täglich zu mehr als Zehntausenden.“ Am 23. März kommt schließlich auch für Walter Nickel das Signal zum Aufbruch, für die Frauen trotz aller Kenntnisse noch unerwartet. So bleibt der Familie kaum Zeit zum Nachdenken. Ruth ist inzwischen 20 Jahre alt, ihre Geschwister Eva und Wolfgang sind 13 und 10 Jahre alt. Alle packen nur das zusammen, was sie tragen können. Die letzten Vorbereitungen laufen offenbar

gut geplant und diszipliniert ab, die Frau des Oberbürgermeisters und deren Mutter stoßen zur reisebereiten Familie dazu. Nur eine Woche vor der Eroberung Danzigs starten die Frauen mit ihren Kindern und dem Chauffeur zu den Anlegern in Gotenhafen, wie der Hafen trotz des russischen Durchbruchs erreicht wird, ist offen. Die Männer begleiten die Frauen und Kinder zum Schiff, sie selbst bleiben zurück, in der vagen Hoffnung auf ein Wiedersehen. Walter zieht später zu Land weiter bis nach Wismar, wo seine Familie auf ihn wartet. Leonore Nickel und ihre Kinder werden im Hafen auf ein Minensuchboot gebracht. Das Schiff gehört zu einem Geleitzug, der auslaufenden Schiffen Schutz bietet. An Bord werden die Frauen und Kinder, wie Ruth sich noch heute erinnert, gut behandelt, der Kapitän überlässt ihnen seine Kajüte, er selbst schläft auf der Brücke. Das Schiff verlässt die Danziger Bucht, kurze Zeit später wird eines der Vorpostenschiffe torpediert. Dessen Besatzung und weitere Flüchtlinge werden an Bord genommen, das inzwischen völlig überfüllte Schiff setzt seinen Kurs in Richtung Westen fort.

Familie Nickel hat für die Flucht am 23. März eine der letzten Möglichkeiten ergriffen, nur ein oder zwei Tage später beginnt der Angriff auf Danzig. Fieguth schreibt „...die Russen stießen bei Stettin bis zur Oder durch, sie rückten westlich der Weichsel vor und kesselten Danzig von allen Seiten ein“. Als vier Tage nach dem Aufbruch der Nickels, am 27. März, die Stadt besetzt wird, sind dort noch immer etwa 200.000 Einheimische und Flüchtlinge. Fieguth fährt fort: „Von drei Seiten wurde die unglückliche Stadt durch schwere Artillerie beschossen, große Bombengeschwader griffen pausenlos aus der Luft an, und in wenigen Tagen war das Schicksal dieser stolzen, schönen Stadt besiegelt. ...Groß war die Zahl derjenigen, die in Danzig und in den Vororten vom Russen überrannt und verschleppt wurden.“ Am 30. März wird die Stadt von der Roten Armee erobert.

Mit Familie Nickel an Bord bahnt sich das Minensuchboot seinen Weg nach Westen und erreicht nach einer Fahrt von ein oder zwei Tagen den Hafen von Swinemüde. Dort verlassen die Passagiere das Schiff, ein Matrose hilft ihnen beim Ausladen der Koffer. Der erste Eindruck an Land ist schrecklich, die noch immer tief verschneiten Straßen sind gesäumt von Toten. Eine Gruppe der Passagiere, denen sich Nickels angeschlossen haben, wird in eine Kirche geführt, ihr Orgelboden bietet zumindest ausreichend trockenen Platz, um sich auszustrecken. Am nächsten Tag erreicht die Gruppe einen Bahnhof, ein Güterwagen nimmt die Flüchtlinge auf, etwa 40 bis 50 Personen pro Waggon. Per Zug geht es zunächst weiter nach Bergen/Rügen, in Wismar hat die Stadt Danzig schon frühzeitig eine Ausweichstelle errichtet. Dort wird ein offenbar noch funktionierendes Hotel angesteuert, später trifft hier Walter Nickel mit seiner Familie zusammen.

Inzwischen wird es April geworden sein. Der zweite Weltkrieg ist für das Deutsche Reich faktisch längst verloren, die Fronten der alliierten Truppen rücken unaufhaltsam auf einander zu. Während die Amerikaner am 20. April die Stadt der Reichsparteitage Nürnberg einnehmen, erreichen sowjetische Truppen die Außenbezirke der Reichshauptstadt Berlin. Hitler verharrt hier mit seinen engsten Vertrauten im Bunker der Reichskanzlei, den er schon seit dem 16. Januar 1945 nicht mehr verlassen hat. Am 30. April begehen Hitler und Eva Braun Selbstmord.

Auch für die Flüchtlinge in Wismar ist es nun wichtig zu erfahren, wer die Stadt besetzt, die Russen oder die Amerikaner. Auch hier wird die amerikanische Übergabe Mecklenburgs an die Russen als zusätzliche Bedrohung empfunden, in aller Eile wird die nächste Etappe der Flucht vorbereitet. Die Männer besorgen auf einem Frachtschiff mit Fahrtrichtung Schleswig-Holstein einen Platz für ihre Familien. Die Nachricht, dass Wismar umgehend verlassen werden soll, erreicht die Frauen beim Wäschewaschen. Die nassen Kleidungsstücke werden verpackt, trotz der Menschenmenge an Bord gelingt es Ruth und ihrer Mutter, die feuchten Sachen langsam zu trocknen, Brot zu backen und Essen zuzubereiten. Am 8. Mai erreicht das Schiff den Flensburger Hafen, den Passagieren hallt bei der Einfahrt entgegen: „Der Krieg ist aus!“

III Der Neustart der Familie Kurt Enß

Nachkriegszeit

Am 8. Mai 1945 hört das Dritte Reich auf zu existieren, der Zweite Weltkrieg ist offiziell beendet, die deutsche Wehrmacht kapituliert bedingungslos. Im zurückliegenden, etwa fünfeinhalb Jahre dauernden Krieg sind große Teile Europas verwüstet worden, Bombenangriffe haben die großen Industriestädte zerstört, Millionen Menschen sind gestorben, die Bevölkerung ganzer Landstriche ist obdachlos. Durch die Vernichtung der Landwirtschaft kommt es nun in mehreren Teilen Europas zu einem Mangel an Nahrungsmitteln, besonders schlimm ist der „Hungerwinter“ 1946/1947.

Die Zukunft des ehemaligen Deutschen Reiches liegt nun in den Händen der Siegermächte. Im August 1945 teilen diese das Gebiet in Besatzungszonen auf. Die Sowjetunion erhält mit Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Brandenburg, Thüringen und Sachsen das Gebiet der späteren Deutschen Demokratischen Republik. Die ehemaligen deutschen Ostgebiete stellt sie mit Ausnahme von Nord-Ostpreußen vorübergehend unter polnische Verwaltung, das Provisorium dieser Entscheidung wird auf Jahrzehnte Dissonanzen im deutsch-polnischen Verhältnis erzeugen. Die drei anderen Siegermächte übernehmen den westlichen Teil des früheren Deutschen Reichs: England besetzt das heutige Schleswig-Holstein, Hamburg, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen, die Amerikaner übernehmen Bayern, Hessen, die nördlichen Teile von Württemberg und Baden, sowie die Hafenstadt Bremen mit Bremerhaven. Frankreich, das erst spät als vierte Siegermacht anerkannt wird, bekommt das zukünftige Rheinland-Pfalz und die übrigen Teile von Württemberg und Baden zugesprochen. Auch das Saarland wird unter französische Besatzung gestellt, die Bewohner werden sich später für einen Beitritt zur Bundesrepublik entscheiden. Die ehemalige Reichshauptstadt Berlin wird von den Siegermächten in vier Sektoren aufgeteilt.

Zunächst empfinden viele Menschen die plötzlich wieder eingelebte Ruhe über Stadt und Land als ein Wunder, sie haben das Inferno des Kriegs überlebt, sie haben die Chance auf einen neuen Anfang. Millionen von Menschen sind allerdings noch immer auf der Flucht, als Flüchtlinge oder als Folge von Umsiedlungen. Allein die Zahl der Flüchtlinge und Vertriebenen aus den östlichen Gebieten Deutschlands wird bis zum Jahr 1948 auf fast 12 Millionen Menschen ansteigen. Auf der Potsdamer Konferenz zwischen dem 17. Juli und dem 2. August 1945 werden die zunächst provisorischen Grenzen zwischen der Sowjetunion, Polen

und den Besatzungszonen als vorläufige Staatsgrenzen festgeschrieben. Polen verliert, wie schon in Jalta beschlossen, seine Ostgebiete an die Sowjetunion. Als Ausgleich werden der polnischen Verwaltung vorläufig die deutschen Gebiete jenseits von Oder und Neiße unterstellt. Nach dieser Neuordnung ist das neu entstandene, polnische Staatsgebiet etwa um ein Drittel kleiner als vor dem Krieg. Der frühere Warschau-Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Jörg Bremer formulierte in einem Gespräch: „Die eigentlichen Verlierer des zweiten Weltkriegs sind die Polen.“ Die Westverschiebung des polnischen Staatsgebiets hat zur Folge, dass über sieben Millionen Menschen, überwiegend Deutsche, ihre Heimat in Schlesien, der östlich der Oder gelegenen Neumark, in Pommern, West- und Ostpreußen verlassen müssen.

Immer mehr Menschen strömen aus dem Osten des früheren Deutschen Reichs in das Gebiet der vier Besatzungszonen, bei der ersten auf Anordnung des Alliierten Kontrollrates durchgeführten Volkszählung im Oktober 1946 werden 9,6 Millionen Flüchtlinge gezählt. Allein in Schleswig Holstein steigt die Bevölkerung mit 860 000 Neuankömmlingen um 33 %. Diese werden in Lager und Notquartiere eingewiesen oder bei Privatfamilien untergebracht. Manchmal gibt es Schwierigkeiten im Zusammenleben zwischen Einheimischen und Neuankömmlingen. Im Oktober 1945 beispielsweise schickt eine Gruppe von Südschleswigern eine Petition an den britischen Feldmarschall Montgomery mit der Bitte: „...dass unser Land Südschleswig so bald wie möglich von den Flüchtlingen befreit wird. Dieser Strom von Fremden aus den Ostgebieten droht unseren angestammten nordischen Charakter auszulöschen und bedeutet die seit Jahrhunderten ernsthafteste Gefahr für unser Volk, preußisch zu werden“. Nicht selten gelten die Flüchtlinge und Vertriebenen, die nach langen Fluchtwegen dort angekommen waren, wo sie zunächst aufgrund alliierter Bestimmungen auch nicht wieder weggehen dürfen, als Habenichtse, als soziale Last und als Bedrohung, als „fremde Elemente“. Insgesamt jedoch ist die Integration von Millionen Menschen, die sich über Jahre hinzieht, eine große Leistung in den Wirren der Nachkriegszeit.

Langsam und vielleicht wie auf kleinen Inseln beginnt sich wieder neues Leben zu regen, unter den eisern auftretenden sowjetischen Siegern ist dies allerdings schwerer als unter den großzügigeren westlichen Besatzungsmächten. In den teils stark zerbombten Städten mangelt es an Wohnraum, Nahrungsmittelknappheit, eine zerstörte Infrastruktur der Städte sowie fehlende Stromversorgung und Brennstoffknappheit erfordern von den Bewohnern einen täglichen Überlebenskampf. Überall fehlen die Männer, viele sind gefallen oder in Kriegsgefangenschaft geraten, Trümmerfrauen entsorgen auf Anordnung der Alliierten in den Städten die Trümmer. Lebensmittel sind nur über die außerordentlich knapp bemessenen Lebensmittelmarken erhältlich oder sie werden im eigenen

Garten geerntet. Stadtbewohner fahren zu so genannten Hamsterfahrten aufs Land und tauschen dort Lebensmittel gegen Sachgüter ein. Die alte Reichsmark hat wegen der weitgehenden Zwangsbewirtschaftung keinen Wert mehr, der Schwarzmarkt blüht.

Kurt und seine Familie sind Januar 1945, im Inferno des Kriegsendes, vorübergehend in Mecklenburg gelandet und haben in der Bolbrüggischen Mühle ein Quartier gefunden, Kurts Frau Hildegard ist dort gestorben. Kurt hat ihren Tod, vielleicht das traurigste Ereignis seines Lebens, nie verwunden, er sei, schreibt Herbert, „später nicht mehr der alte gewesen“. Irgendwann beschließt Kurt, weiter nach Westen zu ziehen. Vielleicht will er damit wie Millionen andere Flüchtlinge den sowjetischen Besatzungstruppen entkommen, entsprechend der früheren reichsdeutschen Propaganda kann die deutsche Bevölkerung von ihnen nur ein Horrorszenario erwarten. Vielleicht will er aber auch nur den Ort hinter sich lassen, an dem seine Frau gestorben ist. Er startet zunächst allein nach Wilhelmshaven, seine vier Kinder werden vorläufig innerhalb der Familie verteilt, der Abschied muss für ihn ein unendlich trauriger Moment gewesen sein. Kurts älteste Tochter Ingrid, damals gut sechs Jahre alt, wird zur Schwester ihres Vaters, zu Tante Lore, gebracht, Großmutter Enß nimmt die dreijährige Karin auf. Die Zwillinge Jürgen und Peter, gerade etwa anderthalb Jahre alt, übergibt Kurt an seine Schwiegermutter, die ihre Tochter auf der Flucht bis nach Grabow begleitet und dort auch ihren Tod miterlebt hat. Mit dieser Zwischenlösung sind beide Großmütter stark gefordert, aber haben sie eine Wahl? Vorübergehend zerfällt die Familie, Kurt ist allerdings fest entschlossen, seine Kinder so bald wie möglich wieder zu sich zu holen. Großmutter Frank ist eine verbitterte Frau von etwa 57 Jahren. Trotzdem wird sie den kleinen Zwillingen entsprechend ihren Möglichkeiten Zuneigung gegeben haben, dies allerdings stets im Bewusstsein, dass sie die Jungen ein paar Jahre später wieder an deren Vater abgeben muss. Sie nimmt die Beiden mit nach Bayern. Die nächsten fünf Jahre leben alle drei (Abb. 28) in Mettenham, nicht weit entfernt von Großmutter Franks zweiter Tochter Erika und deren Mann Hans Jappe, beide haben sich dort mit ihren Kindern Helga, Gisela, Diethard und dem Nachkömmling Sigrid niedergelassen. Hans hat als Maschinenbau-Ingenieur schon wieder Arbeit bei Krauss Maffai gefunden. Der in München-Allach angesiedelte Konzern hat bereits vor dem Krieg Dampfwalzen, Omnibusse und Lokomotiven gefertigt, im November 1945 verfügen die Amerikaner den Bau von Omnibussen und Kleinlokomotiven, um, wie später im Marshallplan aufgenommen, die Infrastruktur des an Boden liegenden Landes zu stärken.

Dieser Marshallplan ist schon vor Kriegsende aus Überlegungen heraus entstanden, wie nach der zu erwartenden Kapitulation mit Deutschland zu verfahren



Abb. 28: Großmutter Margarethe Frank mit Jürgen und Peter in Bayern, 1946

sei. Zunächst hatte der amerikanische Finanzminister Henry Morgenthau im August 1944 einen Entwurf zur Umwandlung Deutschlands in einen Agrarstaat erarbeiten lassen, hiermit wäre eine vollständige Demontage der Schwerindustrie verbunden gewesen. So sollte verhindert werden, dass Deutschland je wieder einen Angriffskrieg führen könne. Das Konzept stieß allerdings in den USA auf Widerstand. Nun werden weitere Zukunftskonzepte entwickelt. Im April 1947 einigen sich Präsident Truman und sein Außenminister George C. Marshall darauf, dass die USA in Europa erhebliche Wiederaufbau-Hilfe leisten, die auch die zerstörte Industrie einschließt. Zunächst wird eine Unterstützung aller kriegsbedingten Länder geplant, die Sowjetunion verhinderte jedoch Hilfeleistungen in Ländern ihres Einflussbereichs. In der Folge können nur westliche Länder und neutrale Staaten wie die Schweiz und Schweden die Hilfe in Anspruch nehmen. Die Instandsetzung der Infrastruktur des Landes ist Teil dieser Maßnahmen, West-Europa soll damit als Festung gegen den sowjetischen Machtblock aufgebaut werden.

Wilhelmshaven und Mettenham

Kurt hat sich inzwischen allein nach Wilhelmshaven durchgeschlagen, er wird wohl Anfang bis Mitte 1946 eingetroffen sein. Welche Hoffnungen oder Wünsche ihn hierher geführt haben mögen ist offen, Verwandte oder Freunde hat er hier nicht, der erste Eindruck der Stadt muss bedrückend gewesen sein. Früher, vor 1939, war Wilhelmshaven ein großer Stützpunkt der Marine. Englische Beobachter hatten im Hafen schon vor Kriegsausbruch eine Aufrüstung der deutschen Marine beobachtet, anfangs mit Interesse, dann, auch mit Blick auf die eigenen Kolonien, mit zunehmender Besorgnis. Die deutsche Verletzung des britisch-französischen Beistandsvertrags vom 31. März 1939, der Polen im Angriffsfall Unterstützung garantierte, war vielleicht nur der Auslöser für den ersten Angriff, den die britische Luftwaffe am 4. September 1939, also nur vier Tage nach Kriegsbeginn, auf Wilhelmshaven startete. Hierbei wurde allerdings nur ein im Hafen liegender Kreuzer beschädigt, gleichzeitig beschleunigte der Angriff den Bau von Bunkern und Luftschutztürmen in der Stadt. Erst am 27. Januar 1943 erfolgte die erste amerikanische Bombardierung, gut anderthalb Jahre später zerstörte dann ein schwerer Luftangriff große Teile der Innenstadt.

Mit der deutschen Kapitulation beginnt für Wilhelmshaven die britische Besatzungszeit. Zunächst planen die englischen Sieger die vollständige Vernichtung der Kriegshafenstadt, dann bleibt es bei einer Demontage und Verschiffung des gesamten Inventars der Marinewerft und einer Zerstörung aller militärischen Einrichtungen. Die Arbeitslosigkeit steigt auf Rekordhöhen, auch Kurt findet erst

1949 eine Stelle. Wilhelmshavens früheres Flair ist kaum noch zu erahnen, auch heute ist das Zentrum der Stadt nicht besonders attraktiv, die damaligen Ruinen sind schlichten Häusern der ersten Nachkriegsgeneration gewichen. Vereinzelt Spuren hat die frühere kaiserliche Marine noch in den wenigen, allerdings imponierenden Backsteinbauten hinterlassen, die Anlage der ehemaligen Marine-Verwaltung ist hierfür ein Beispiel. Da sie den Krieg einigermaßen überstanden hat, wird sie nun als Gymnasium genutzt, ab 1954 werden hier Jürgen und Peter für einige Jahre zur Schule gehen.

Es ist erstaunlich, dass es den Menschen im Krieg und später auch im Chaos der beginnenden Nachkriegszeit immer wieder gelingt, zueinander Kontakt aufzunehmen, Nachrichten auszutauschen und sich wieder zu finden. Manchmal, wie beim Zusammentreffen von Kurt mit seiner Frau und den Kindern in Grabow, ermöglichen wohl alte Verabredungen oder Vermutungen das Wiedersehen, manchmal, wie beim Treffen von Herbert mit seiner Familie auf dem Marktplatz von Segeberg, wird auch der Zufall im Spiel gewesen sein. Die Wege, die ein Brief oder eine Nachricht nimmt, sind häufig verschlungen und lassen sich meist nur unzureichend nachvollziehen. Die Post muss nach Kriegsende zunächst zwei Probleme überwinden, zum einen verkehren die Züge noch nicht wieder regelmäßig. Erschwerend kommt hinzu, dass die jeweiligen Siegermächte den Postverkehr in ihren Besatzungszonen unabhängig voneinander neu ordnen. Desto erstaunlicher ist es, dass schon im Jahr 1945 in der britische Zone Briefe wieder ihr Ziel erreichen, zwei Jahre später führen die Engländer ihr System mit dem der Amerikaner und der Franzosen zusammen.

Vielleicht sind alte Abmachungen oder auch ein Brief daran beteiligt, dass Kurt für seinen Start in Wilhelmshaven unerwartete Unterstützung durch die Familie, in diesem Fall durch ein quasi-Familienmitglied, erhält. Jedenfalls taucht einige Zeit nach seiner Ankunft in der Danziger Straße Tante Hesse auf (Abb. 29). Die Witwe des Postmeisters aus Altfelde ist eine langjährige Freundin von Großmutter Enß. Vor dem Krieg führte Margarethe Hesse ihr gelegentlich den Haushalt, beispielsweise, wenn diese zur Stärkung ihrer Gesundheit eine Kur antreten und dafür ihre Familie zurück lassen musste. Tante Hesse war zu Kurts Hochzeit eingeladen, die Hochzeitszeitung umschrieb ihren Einsatz für die Familie Enß mit den folgenden, bestimmt zutreffenden Worten: „Bei Unglück und Leid, bei Frohsinn und Freud´, Tante Hesse ist gern zu helfen bereit.“ Stets so genannt, ist sie eine warmherzige und der Enßschen Familie in Treue verbundene Frau. Hoch im Kurs stand auch seit jeher ihre ausgezeichnete Küche. Noch Jahrzehnte später gilt bei Gustav und Ruth in Hannover die Bewertung von beispielsweise Königsberger Kloppen durch den für Außenstehende eher unverständlichen Kommentar „Fast so gut wie bei Tante Hesse!“ als höchste Auszeichnung. Tante Hesse

ist nach Kriegsende in Bad Zwischenahn, also nicht zu weit von Wilhelmshaven entfernt, bei einem Neffen untergekommen. Sie erfährt von Kurts komplizierter Lage und bricht auf, um ihm bis auf weiteres den Haushalt zu führen. Ihre Ankunft in Wilhelmshaven muss für Kurt eine große Freude gewesen sein. Die Familienlage beginnt sich zu entspannen, Kurt kann nun seine beiden Töchter zu sich holen. Die Wohnung im ersten Stock der Danziger Straße mit den drei kleinen Zimmern wird jetzt von Kurt, Ingrid und Karin sowie von Tante Hesse bewohnt. Erst 1952 wird Tante Hesse wieder zu ihrem Neffen nach Bad Zwischenahn zurückkehren. Vielleicht ist sie, die schon zu Zeiten von Großmutter Enß zur Familie gehörte, inzwischen selbst im Alter einer Großmutter. Der Zeitpunkt ihres Abschieds legt allerdings die Vermutung nahe, dass sie, die sich stets gut mit Kurt und seinen vier Kindern verstand, und Kurts spätere, zweite Frau Erika ein gespanntes Verhältnis gehabt haben.

Die Währungsreform vom 20. Juni 1948 ist eine der Voraussetzungen für das sich später entwickelnde Wirtschaftswunder, die Einführung der D-Mark und das Ende der Zwangsbewirtschaftung entziehen dem Schwarzmarkt schnell die Grundlage. Als Antwort auf die westliche Währungsumstellung verhängt die Sowjetunion nur vier Tage später die Berlin-Blockade, auf die die Westalliierten umgehend mit der Luftbrücke reagieren. Knapp ein Jahr später genehmigen ihre Militärgouverneure den Entwurf des Grundgesetzes, den die Mitglieder des Parlamentarischen Rats am 8. Mai 1949, also genau vier Jahre nach der bedingungslosen Kapitulation, eingereicht hatten. Nach seiner Verkündung wird am 23. Mai 1949 die Bundesrepublik Deutschland gegründet.



Abb. 29: Tante Hesse aus Altfelde

Etwa zu dieser Zeit bekommt Kurt wieder Arbeit, er ist Buchhalter bei einer Firma, die das Fahrwasser der Nordsee vor Wilhelmshaven von Minen, Bomben und Blindgängern räumt. Jetzt kann er auch Jürgen und Peter zu sich nach Wilhelmshaven holen und zu Ostern dort einschulen. Kurt macht sich also im Frühjahr auf die Reise in das bayrische Mettenham, um seine Söhne in ihre eigentliche,

ihnen aber noch fremde Familie zu bringen. Zuvor hat er seine Söhne dort einmal besucht (Abb. 30). Für die beiden ist er ein fremder, trauriger Mann, der ihnen Angst einjagt und der zunächst nicht in der Lage ist, ihnen irgendeine Art von Zuneigung zu zeigen. Dagegen ist Mettenham schön, Peter hat heute noch einzelne, unzusammenhängende Bilder von saftigen Blumenwiesen, von braun-gefleckten Rindern, einem Dorfplatz und Schlittenfahrten im hohen Schnee im Kopf. Die Bauern des Dorfs machen allerdings den Flüchtlingen das Leben nicht leicht. Als Peter einmal aus der Handtasche der Großmutter die Lebensmittelmarken verliert, muss diese bei ihnen Stück für Stück ihren Schmuck gegen Essen eintauschen. Es folgt ein schwieriger, ein hungriger Monat.

Die Fahrt mit der Eisenbahn von Mettenham nach Wilhelmshaven dauert zwei bis drei Tage. Im Gedächtnis geblieben ist Peter vor allem das etwas gespenstische, blaue Licht der Deckenbeleuchtung in den Abteilen, die bei Dunkelheit eingeschaltet wird. Karin erinnert sich noch an die Ankunft ihrer beiden fremden Brüder. Zum Abendessen gibt es Quark mit Kümmel, Jürgen spricht für beide, als er kurz und sachlich mitteilt: „Diese Pickel mögen wir nicht.“ Später, als alle vier Kinder in ihren Betten liegen, hört Karin die Brüder flüstern: „Barmst Du Dich auch nach der lieben Omi?“ Die Wortwahl erscheint ihr recht wunderbar, mit ihren knapp acht Jahren kann sie das darin schwingende Heimweh der beiden noch nicht recht erkennen. Peter bleibt nach eigenen Angaben zunächst extrem schüchtern, er ist auf die neue und für ihn große Stadt nicht vorbereitet. Einmal verlässt er allein die Wohnung, erkundet in der Nachbarschaft ein paar Straßen, um dann erschrocken festzustellen, dass er sich völlig verirrt hat. Er muss allen Mut zusammenreißen, um mit leiser Stimme einen Fremden nach dem Weg zurück in die Danziger Straße zu fragen.

Im April 1950 werden die Jungen in die Volksschule Bremerstraße eingeschult (Abb. 31). Die Freude über die Zuckertüten hält nicht lange an, als sie vorn vor der Klasse stehen und ihr schüchternes „Grüß Gott“ mit johlendem Gelächter quittiert wird. Sie werden gespürt haben, dass das, was sie bisher gelernt haben, hier nicht mehr gilt. Der Abstand zu den Mitschülern bleibt auch später erhalten, die beiden sind allerdings nicht auf Freunde angewiesen, zu zweit sind sie sich genug. Die Lehrer sind freundlich und haben ihre Klasse mit etwa 50 Schülern gut im Griff. In der ersten Klasse wird mit Holzgerahmten Schiefertafeln und einem Griffel gearbeitet, für die Korrekturen hängt an einer Schnur ein kleiner Schwamm. Im zweiten Jahr kommen linierte Schulhefte mit Oberlinie, Mittellinie und Unterlinie und ein Federhalter mit einschiebbarer Stahlfeder zum Einsatz.

Mit der Zeit entwickelt sich für die Kinder in der Danziger Straße wieder so etwas wie ein normales Leben, der Vater geht zur Arbeit, Tante Hesse versorgt den Haushalt und kümmert sich um die kleinen Sorgen der Kinder. „So hätte es blei-

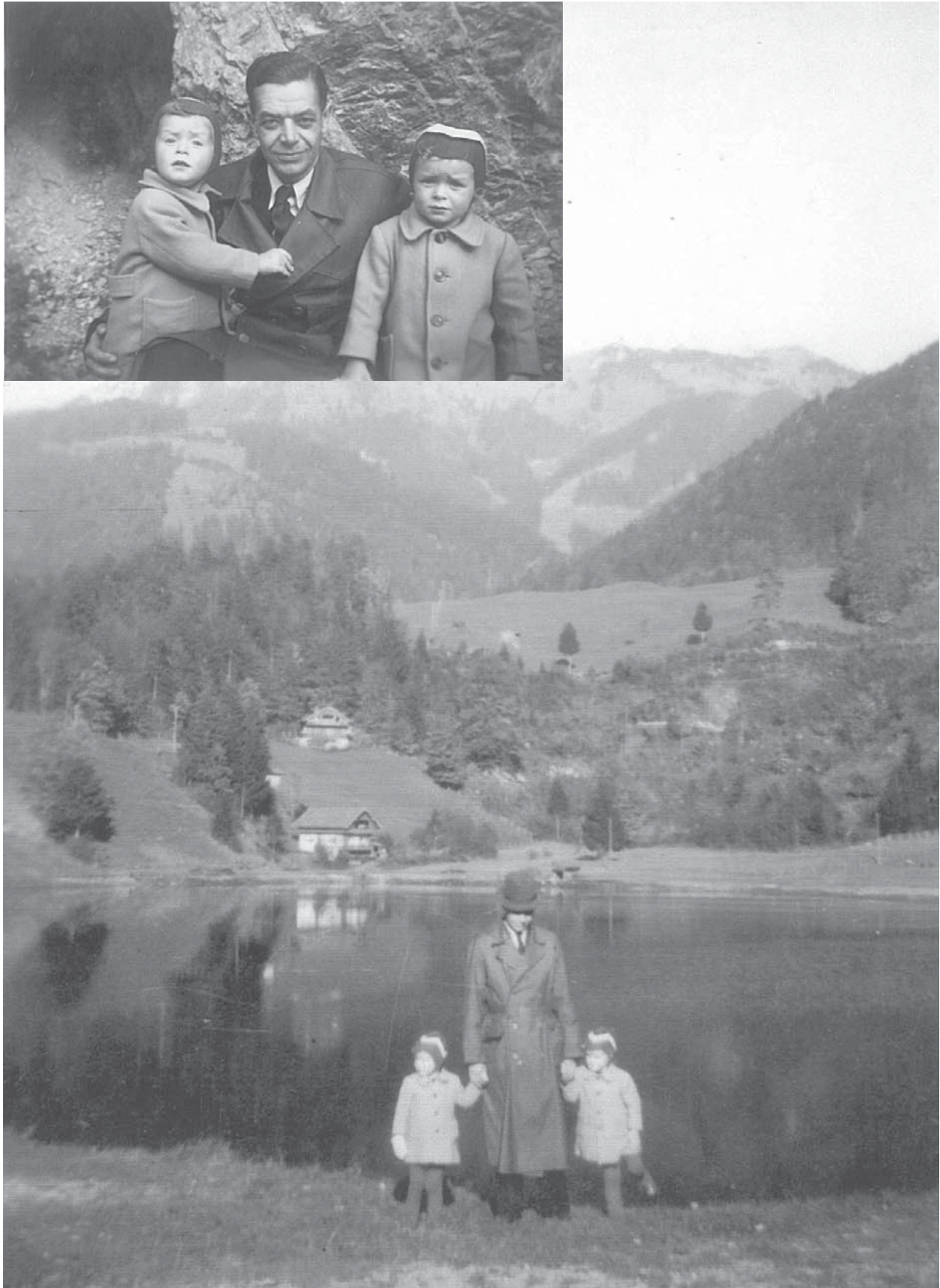


Abb. 30: Kurt besucht seine Söhne in Mettenham, etwa 1947



Abb. 31: Einschulung von Jürgen und Peter Ostern 1950

ben können“, erinnert sich Karin später. Ein Jahr danach werfen allerdings wieder Änderungen ihre Schatten voraus. Auf einem Familientreffen, das Herbert organisiert hat, gibt Kurt (Abb. 32) seine bevorstehende Hochzeit mit Erika Schütte, geb. Sievers bekannt. Er hat sie im Zug kennen gelernt und stellt sie nun der versammelten Familie vor. Die Hochzeit (Abb. 33) ist wohl eher das Resultat vernünftiger Überlegungen als großer Leidenschaft, vielleicht hat Kurt auch eine mütterliche Aufsicht für seine heranwachsenden Töchter gesucht. Das kann seine zweite Frau allerdings kaum leisten, sie leitet bei Karstadt in Wilhelmshaven die Abteilung für Spielwaren und für Schmuck. Das von Kurt erhoffte Familienleben findet nur an den Sonntagen statt. Erika hat zu ihren vier Stiefkindern bis zum Auseinanderbrechen der Familie ein distanziertes Verhältnis, ihre Zuneigung gilt in erster Linie ihren Dackeln. Die Kinder sind von der Wahl ihres Vaters nicht überzeugt. Für Ingrid und Karin, die ihre fröhliche und liebevolle Mutter noch kennen gelernt haben, stellt ihre



Abb. 32: Kurt Enß 1950



Abb. 33: Hochzeit Kurt Enß und Erika Schütte, geb. Sievers 1951

Stiefmutter den missglückten Versuch dar, die Familie wieder zu reparieren. Ingrid zieht deshalb zu Tante Lore und deren Mann Onkel Leo nach Königswinter. Jürgen und Peter haben noch immer das vielleicht verklärte Bild ihrer Großmutter vor Augen, auch sie können mit der ihnen fremden Frau ihres Vaters nichts anfangen. Erika bringt ihre Mutter Lina Sievers mit in die neue Familie, selbst bei bescheidensten Ansprüchen ist nun eine größere Wohnung erforderlich. Es folgt der Umzug in eine größere 4-Zimmer-Wohnung in der Marktstraße.

Die beiden Jungen, eigentlich vor allem an Technik interessiert, wechseln nach Abschluss der Grundschulzeit zu Ostern 1954 für etwa vier Jahre auf das humanistische Humboldt-Gymnasium, das heutige Gymnasium am Mühlenweg (Abb. 34). Die Entscheidungswege für diese Schulform, die zunächst Englisch und dann Latein im Lehrplan hat, sind nicht leicht nachvollziehbar; vielleicht hofft Kurt, so seinen Söhnen einen Zugang zum Bildungsbürgertum zu ermöglichen, vielleicht ist die Schule aber auch nur das nächst gelegene Gymnasium in Wilhelmshaven. Karin schwärmt zu dieser Zeit wie viele Mädchen für das Ballet. So ist es ein schöner Zufall, dass im gegenüber liegenden Haus eine Ballettschule entstanden ist, erstaunlich, wie schnell bei manchen für solche Vergnügungen schon wieder Zeit und Geld vorhanden sind. Heimlich beobachtet sie zunächst aus ihrem Fenster, wie sich die kleinen Ballettmädchen an Stangen recken und strecken, dann beginnt sie, die Übungen am Etagenbett der Brüder nachzuahmen. Kurt hat die heimliche Liebe seiner jüngeren Tochter beobachtet. Als für den Geburtstag von Großmutter Enß eine Überraschung vorbereitet werden soll, überzeugt er die Ballettlehrerin, Karin zwei oder drei Unterrichtsstunden zu geben. Die Krönung ist das echte Ballettkleid, das sie für das Familienfest ausleihen darf. Die Vorführung ist ein großer Erfolg, der anhaltende Applaus erzwingt geradezu zahlreiche Zugaben, für Karin eine der eher seltenen glücklichen Erinnerungen an ihre Kindheit (Abb. 35).

Es ist wohl eine glückliche Fügung, dass alle vier Söhne des alten Gustav Enß, nämlich Hanno, Kurt, Herbert und Gustav, den Krieg überlebt haben. Nach Kriegsende versuchen alle vier, im Westen so schnell wie möglich Fuß zu fassen, wieder neu anzufangen. Marita Kraus nennt im Sammelband „Fremde Heimat“ drei wesentliche Beweggründe: „Wie vielfach erkennbar ist, waren drei Bereiche für die betroffenen (Flüchtlinge) von existenzieller Bedeutung: die Wohnsituation (zunächst eigene vier Wände, später eine eigene Wohnung für die ganze Familie und als großer Traum der Traum eines eigenen Hauses), die Möglichkeit zu arbeiten (zunächst, um das tägliche Leben finanzieren zu können, dann aber auch, um neue Menschen kennen zu lernen) und die Rückkehr zur Normalität (nicht mehr Flüchtling zu sein, Objekt des Spotts).“ Vielleicht verstärkt durch den erlittenen Verlust des eigenen, für Generationen geplanten Grund und Bo-



Abb. 34: Jürgen und Peters erstes Gymnasium am Mühlenweg in Wilhelmshaven



Abb. 35: Karin bei einer Ballettvorführung

dens liefern sich die Enß-Brüder fast einen Wettbewerb darum, wer als erster wieder ein Haus besitzt. Am Ende beziehen alle im Abstand von nur drei bis vier Jahren ihren eigenen Grund und Boden. Jeder von ihnen muss dafür große Zugeständnisse machen, eisern sparen und alle anderen Wünsche zurückstellen, auch persönliche Beziehungen bleiben davon nicht immer unberührt.

Kurt und Erika kaufen nach endlosen Berechnungen und Auseinandersetzungen, die sich auch später nach der Fertigstellung des Hauses fortsetzen, in einem Neubaugebiet im Norden von Wilhelmshaven ein etwa 600 m² großes Grundstück, um dort zu bauen. Im Sommer 1955 wird am Wildvangweg 1 das Richtfest gefeiert (Abb. 36), ein Jahr später ziehen Kurt und seine vier Kinder sowie Erika und ihre Mutter ein (Abb. 37). Das neue Haus ist für heutige Verhältnisse klein, die sechsköpfige Familie bewohnt das etwa 70 m² große Erdgeschoss. Vom Flur aus gelangt man zum Wohnzimmer mit einer Essecke, eine Durchreiche verbindet sie mit der daneben liegenden Küche. Durch die Küche ist das Zimmer der Jungen zu erreichen. Möbliert nur mit einem Etagenbett und einem kleinen Tisch mit zwei Stühlen, ist es zwar sehr klein, aber für die beiden ist es ein eigenes Zimmer, wo man gelegentlich auch mal die Tür hinter sich zumachen kann. Im Winter wird es nur durch die offene Küchentür beheizt. Dann wird es gelegentlich so kalt, dass an der Innenseite des Fensters Eisblumen wachsen, in die man mit warmen Fingerspitzen kleine Löcher schmelzen kann. Kurt und Erika sowie Ingrid und Karin bewohnen zwei weitere kleine Schlafzimmer. Erikas Mutter ist in einer Kammer unter dem Dach untergebracht, die übrigen Dachgeschossräume sind untervermietet und tragen damit ein wenig zur Entspannung der außerordentlich straff kalkulierten Finanzierung bei. Die Terrasse an der Rückseite des Hauses grenzt an einen vergleichsweise großen, sich bis an die Bebauungsgrenze ziehenden Garten, in dem vorwiegend Kartoffeln, Möhren und Bohnen angebaut werden. Erika hat neben ihrer Berufstätigkeit nur wenig Zeit für Hausarbeit, vielleicht dürfen deshalb die Kinder keine Freunde nach Hause einladen. Nach einer Dienstreise müssen die beiden Mädchen ihre Stiefmutter am Gartentor begrüßen und ihre Pakete abnehmen, die Hunde gesellen sich freiwillig dazu und werden für ihre fröhliche Begrüßung umgehend belohnt.

Ein Neubaugebiet, in dem die Bauarbeiter morgens früh ihre Arbeit beginnen und die Baustelle pünktlich um halb fünf Uhr verlassen, ist für viele Kinder ein Paradies. Die Handwerker hinterlassen hier geradezu Reichtümer an Baumaterialien, Bretter, Backsteine und Dachziegel, alles wartet auf eine vernünftige Nutzung. Da trifft es sich gut, dass zwei oder drei Grundstücke weiter ein Luftschutzbunker die benachbarten Häuser überragt. Solche massive Betonbauten können nicht gesprengt werden, ohne in der Nähe auch andere Gebäude zu beschädigen. Um das Relikt aus den zurückliegenden Kriegszeiten zumindest op-



Abb. 36: Richtfest Wildvangweg 1 in Wilhelmshaven 1955



Abb. 37: Das Haus im Wildvangweg 1, 1956

tisch etwas unauffälliger werden zu lassen, wird an einer Seite Erde angefahren, hier können unter Einbeziehung des Baumaterials abends wunderbare Höhlen und Buden entstehen.

Das Leben hat auch sonst wieder angenehme Seiten gewonnen. Samstags schickt Kurt die Jungen zum Bäcker, um frische knusprige Brötchen zu kaufen. Die werden zu Hause mit guter Butter und eben so guter Marmelade genossen, das Wochenende beginnt. Noch üppiger geht es zu, wenn über die mennonitische Kirche gelegentlich wieder ein CARE-Paket eintrifft, dann lernen die norddeutschen Flüchtlingskinder plötzlich exotische Genüsse wie Schokoladenkuchen im Glas, Apfelsinen oder Erdnussbutter kennen. Ein Wochenende mit solchen Köstlichkeiten wäre geradezu optimal, würde nicht regelmäßig der unvermeidliche Spaziergang folgen. Spannend wird er nur dann, wenn die Familie mal wieder zu den zerstörten Anlagen des ehemaligen Marinehafens geht, eigentlich technisch interessante und mit etwas Phantasie auch etwas gruselige Relikte der Vergangenheit, nur die Bunker haben hier der Bombardierung bis zuletzt standgehalten.

Mit zunehmender Zeit ist das ausgeprägte technische Interesse der Jungen unübersehbar, so wird aus alten Teilen ein funktionierendes Fahrrad zusammengebaut. Fahrradfahren haben die beiden bereits in der Marktstraße gelernt, auf einem alten großen Herrenrad, bei dem die kurzen Kinderbeine die Pedalen nur erreichen konnten, wenn man neben dem Sattel balancierte und ein Bein zwischen den Stangen hindurchschob, vermutlich ein ziemlich mühevolleres und riskantes Vorwärtskommen. Etwas später beflügelt ein phänomenales Weihnachtsgeschenk ihre technische Neugier nachhaltig, ein Stabilbaukasten, der später durch kleine Elektromotoren ergänzt wird, wahrscheinlich eine luxuriöse Ausgabe für das chronisch angespannte Familienbudget. Die beiden lernen, Lösungen für technische Fragen zu entwickeln, vielleicht ein früher Anreiz für ihre spätere Berufswahl. Zunächst werden bei den Sonntagsspaziergängen für die Konstruktionen Anregungen aus dem Umfeld aufgenommen und in technische Lösungen umgesetzt. Als Folge der Hafenbesichtigungen entsteht ein Portalkran, der auf seinen Schienen fahren, den Schwenkarm ausrichten und das Ladegeschirr heben und senken kann. Kurt lässt diesen Kran fotografieren und schickt das Foto an die Herstellerfirma des Stabilbaukastens. Es muss ein tolles Bild gewesen sein, denn es illustriert nun viele Jahre lang den Katalog der Firma, ein Dankschreiben erfüllt den Vater und seine Söhne gleichermaßen mit Stolz. Vielleicht entsteht hier eine Zuneigung, es ist traurig, dass allen für ein normales Familienleben, zu dem auch mal Ferien in Wangerooge gehören konnten (Abb. 38), nur so wenig gemeinsame Zeit bleibt.



Abb. 38: Ferien auf Wangerooge

Im August 1957 lädt Kurts Arbeitsgeber ihn und Erika zu einem abendlichen Sommerfest ein. Karin, inzwischen 16 Jahre alt, erinnert sich noch immer an das „ungute Gefühl“, das sie beschlich, als sie die gefährliche Kombination von Wind, Schnaps und Fahrrad erahnt, am liebsten hätte sie die Fahrräder der beiden versteckt. Mitten in der Nacht erwacht sie durch Lärm an der Tür, Unbekannte schleifen ihren offensichtlich schwer verletzten Vater ins Haus. Karin wird losgeschickt, völlig verängstigt muss sie bei Nachbarn klingeln und bitten, das Telefon benutzen zu dürfen, um einen Krankenwagen zu rufen. Der trifft einige Zeit später ein und bringt ihren stöhnenden Vater ins Krankenhaus St. Willehad in Sande. Dort wird ein komplizierter Beinbruch diagnostiziert, der genagelt werden muss. Um die Bruchenden gerade zusammenwachsen zu lassen, wird das Bein wochenlang an einer Art Galgen aufwärts gestreckt. Kurt verbringt vier Monate in der Klinik, sein körperlicher Zustand verschlechtert sich zunehmend. Schließlich

stellt sich heraus, dass die Operationswunde infiziert und der Nagel wieder herausgebrochen ist. Es folgen zahlreiche vergebliche Versuche, die Wunde durch weitere Operationen zu reinigen. Penicillin ist spätestens seit Ende des Krieges auch in Deutschland bekannt, es steht aber noch nicht überall zur Verfügung. So können die Ärzte nicht verhindern, dass sich aus der Wundinfektion eine Blutvergiftung entwickelt. Die Kinder besuchen ihren Vater regelmäßig, sie müssen zu dieser Zeit ein trauriges Bild abgegeben haben. Bei winterlichen Temperaturen radeln sie den etwa 10 km langen Weg von Wilhelmshaven zum Krankenhaus in Sande, für eine Busfahrkarte fehlt das Geld. Wenn sie das Krankenzimmer betreten, tönt ihnen gelegentlich die fröhliche Melodie von Kurts Lieblingsschlagger aus der Vorkriegszeit entgegen: „O mein Papa, war eine (!) wunderbare (!) Clown, o mein Papa, war eine (!) große (!) Kinstler (!)“, das Lied einer kleinen Zirkusprimadonna, die wehmütigen Erinnerungen an ihren geliebten und bewunderten Vater nachhängt. Für die Kinder hat sich dieses Lied später unlösbar mit dem Tod ihres Vaters verbunden. Kurt spürt, dass es mit ihm zu Ende geht (Abb. 39). „Wenn ihr mich hier nicht rausholt, werde ich nicht mehr nach Hause kommen.“ Die Kinder können dem schwerkranken Vater nicht helfen. Kurt bekommt eine Hirnhautentzündung, er stirbt am 20. Januar 1958. Sein letzter Gedanke gilt seinen Kindern: „Was soll bloß aus euch werden?“ Er wird auf dem Heppenser Friedhof in Wilhelmshaven beerdigt (Abb. 40).

Nun stehen Kurts Kinder vor den Trümmern ihrer Familie. Nach dem Verlust der Mutter, den damals nur die Schwestern wahrgenommen haben, dem Abschied der Jungen von der ihnen vertrauten Großmutter, dem Auszug der warmherzigen Tante Hesse aus der gemeinsamen Wohnung in Wilhelmshaven haben sie jetzt auch noch ihren Vater verloren. Was soll bloß aus ihnen werden? Ingrid ist schon einige Zeit in Königswinter bei Lore und Leo, sie ist inzwischen achtzehn, macht wie seinerzeit ihre Mutter eine Ausbildung als Kinderkrankenschwester und steht einigermaßen auf eigenen Füßen. Aber die drei anderen? Ihre Stiefmutter lässt schnell durchblicken, dass sie sich nicht für die Kinder zuständig fühlt, kurz nach der Trauerfeier schickt sie der Familie über einen Rechtsanwalt einen entsprechenden Brief. Die drei bringen ihrer Stiefmutter zwar keine größere Sympathie entgegen, allerdings sind Karin, Jürgen und Peter mit ihren 15 und 13 Jahren noch zu jung, um alleine klarzukommen. Das erkennen sie selbst, ihre Zukunft liegt im Dunklen und das macht ihnen Angst. Wieder wird die Familie aktiv, sie hält wie schon so oft in Zeiten der Not zusammen. Bei winterlichen Temperaturen bauen die Jungen gerade vor der Tür des Hauses im Wildvangweg ein Iglu, als, gewissermaßen als Vorhut einer Lösung, die treue Tante Hesse wieder eintrifft. Gewöhnt daran, dass Erwachsene auch kleine Freuden manchmal aus nicht nachvollziehbaren Gründen untersagen, fragen sie vorsichtig, ob sie noch draußen bleiben dürfen. Tante Hesse antwortet nur: „Na klar, raus mit Euch“.



Abb. 39: Kurt und seine Kinder im Krankenhaus in Sande, Herbst 1957



Abb. 40:
Einziges Bild des inzwischen aufgegebenen Grabs von Kurt Enß

Bald geht, wieder vom Rechtsanwalt formuliert, ein zweiter Brief der Stiefmutter ein. Sie wolle nun, nachdem ihre Emotionen wieder ins Gleichgewicht gekommen seien, die Kinder zurückhaben, möglicherweise haben zu dieser neuerlichen Zuneigung noch andere, weniger gefühlsbetonte Beweggründe beigetragen. Jetzt wird Kurts jüngster Bruder, der Rechtsanwalt Gustav Enß aus Hannover

tätig. Seine ebenso knappe wie klare Antwort lautet: „Kinder sind keine Pakete, die hin- und her geschickt werden“.

Hannover und Wolfenbüttel

Gustav lebt mit seiner Frau Ruth seit ein paar Jahren in Hannover. Zusammen mit Ruths Vater Walter Nickel haben sie die kurze Zeit von Kurts Tod Ende Januar bis Mitte Februar genutzt, um für die drei Waisen eine tragfähige Perspektive zu entwickeln. Zunächst sollen alle drei so schnell wie möglich zu ihnen nach Hannover umziehen. Karin soll dort ihre Ausbildung als Anwaltsgehilfin fortsetzen, die Jungen ihr Gymnasium abschließen. Hierfür ist in Wolfenbüttel ein Internat gefunden, das, in der Nähe der damaligen Zonengrenze gelegen, vor allem Flüchtlingskinder in sieben statt den damals üblichen neun Jahren zum



Abb. 41:
Das kleine Mädchen mit den dunklen Zöpfen

Abitur bringt. Im Frühjahr 1958 packt Tante Hesse das wenige Gepäck der Kinder zusammen, Onkel Herbert fährt in seinem VW-Bus vor und bringt die drei Geschwister nach Hannover. Dort erreichen sie an einem regnerischen Nachmittag im Hirschanger das Haus von Ohm und Tante, wie Gustav und Ruth von ihnen genannt werden. Mit Blick auf die bescheidene, an steuerlichen Grenzwerten des Jahrs 1953 orientierte Größe der Häuser wird die Siedlung von Außenstehenden gelegentlich „Hundehüttenhausen“ genannt, für ihre Bewohner wird sie mit der Zeit zu einer Idylle. Während die Kinder aussteigen, beobachtet sie ein etwa zehnjähriges Mädchen mit dicken dunklen Zöpfen und erstaunlich schwarzen Fingernägeln (Abb. 41). Es hat in der Nähe des Enßschen Hauses aus Backsteinen und Brettern, die sie nach Feierabend von den verschiedenen Baustellen der Siedlung abgezogen hat, eine Bude gebaut. Die sorgfältig aufgeschichteten Steine lassen eine gewisse Erfahrung erkennen. Nun aber, als die Jungen vorüberkommen, sinnt sie gerade ergebnislos über eine leichte und doch regendichte Dachkonstruktion nach. Die Jungen, obwohl stets zu sorgfältigem Umgang mit ihren Sachen angehalten, bieten ihr spontan ihre Regencapes an, Jürgen sein blaues, Peter sein rotes – Budenbauer erkennen einander und können sich auch ohne viele Worte verständigen. Als sie sich später noch einmal die Bude ansehen, sind sie hoch zufrieden, das kleine Mädchen strahlt vor Stolz. Das kurze Treffen ist für alle zunächst nur eine Episode, fast zwanzig Jahre später wird Peter mit diesem Mädchen seine eigene Familie gründen. Bei Ohm und Tante finden die Kinder erst einmal Verständnis und Zuneigung und ein Haus mit Türen, die auch der Nachbarschaft stets offen stehen.

Gustav Enß jun. aus dem westpreußischen Altfelde und Ruth Wiebe aus Danzig heirateten Anfang 1948 in der niedersächsischen Kleinstadt Hoya, wieder hatten familiäre Bande für Ruth und ihre Familie den Weg hierher bestimmt. Damals, nach der Flucht, waren sie zunächst in Flensburg gelandet. Anfangs bewohnten alle dort einen Laden. Man schlief auf Papiersäcken und aß in der Volksküche. Schon etwa zwei Monate später bekamen sie im Dachboden eines hübschen Hauses zwei Zimmer. Walter Nickel, von Ruth stets liebevoll Vati genannt, war als ehemaliges Parteimitglied zunächst für etwa ein Jahr in Neuengamme interniert, er wurde im Sommer 1946 entlassen. Während seiner Abwesenheit nahm seine Frau Leonore Kontakt mit einer ihrer Schwestern auf, die es nach Hoya verschlagen hatte. Im Sommer 1945 reisten zunächst Leonore mit Ruth und ihren beiden weiteren Kindern Eva und Wolfgang dorthin, Walter kam später dazu. Nach seiner Ankunft besorgte Leonore eine größere Zweizimmerwohnung, die über einem freien Laden lag. Dort konnten Nickels Bastelarbeiten wie Lampenschirme aus Tapete fabrizieren und auch verkaufen, mit Hilfe einer geschenkten Nähmaschine wendeten sie Kragen und Manschetten. Als Bezahlung wurden neben Bargeld auch Lebensmittel-Marken akzeptiert.

Im Sommer 1946 traf Ruth bei einem mennonitischen Gottesdienst in Bremen Gustav Adolf Enß, der zusammen mit ihrem Bruder Hans auf dem Gymnasium gewesen war, anschließend hatten beide Jura studiert. Gustav, Jahrgang 1910, war vor dem Krieg in Berlin bei der Arbeitsfront als Jurist tätig gewesen. Während des Krieges wurde er eingezogen, an die Westfront geschickt und dort an der Marginot-Linie verwundet. 1943 geriet er in englische/amerikanische Gefangenschaft. Nach seiner Entlassung fand er in Bremen-Oberneuland seine Mutter, die dort mit seiner Schwester Lore mit deren Mann Leo Unterschlupf gefunden hatten, auch sein Bruder Hanno war dazugestoßen. Gustav bekam Arbeit beim mennonitischen Hilfswerk, das von amerikanischen Mennoniten unterhalten wurde. Er organisierte in der englischen Besatzungszone die Verteilung der Spendenpakete, die per Schiff Bremen erreicht hatten und nun auf Lastwagen umgeladen werden mussten.

Die Hochzeit von Ruth und Gustav fand am 8. Januar 1948 in Hoya statt. Ruth trug ein von ihren Schwestern geliehenes Hochzeitskleid und einen Schleier aus echter Brüsseler Spitze. Gustav lieh sich den Frack seines Bruders Kurt aus guten Vorkriegszeiten, Ruth und Gustav müssen ein nobles Paar abgegeben haben. Zur Hochzeit reisten 30 bis 40 Gäste an, sie unterstützten die Feier nach besten Möglichkeiten und brachten Lebensmittel, Kohlen oder Lebensmittelkarten mit. Ein Cousin des Bräutigams aus Andernach am Rhein hatte geplant, den Wein zu liefern, bedauerlicherweise wurde der jedoch während des Transports gestohlen. Aber in Zeiten der Not kennt der Erfindungsreichtum keine Grenzen. Einer technischen Assistentin gelang es, reinen unvergällten Alkohol zu organisieren, dieser wurde nach Gefühl dem örtlichem Apfelmust beigemischt und dann als „Hoyaer Goldtröpfchen“ serviert. Die Hochzeit war das erste, opulente Fest nach Kriegsende.

Ein Jahr später erhielt Gustav eine Zulassung als Rechtsanwalt in Bremen. Die Grundausrüstung seiner Kanzlei bestand zunächst aus einer geborgten Schreibmaschine und einem ebenfalls geborgten Bürgerlichen Gesetzbuch ohne Kommentar. Wenig später vermittelte ihm ein Freund seines Vaters eine neue Stelle beim Viehverband, Gustav und Ruth kamen damit nach Hannover. Nach einer vorläufigen Wohnung in der Bandelstraße bezogen sie im Jahr 1954 das eigene Haus im Hirschanger. Die Finanzierung war wie damals bei vielen Bauherren scharf kalkuliert, auch für Gustav und seine Frau heißt es noch lange Zeit eisern zu sparen. Vor allem Gustav fällt es manchmal schwer, sich seinen Lebensstil von der Sparsamkeit diktieren zu lassen. In Erinnerung geblieben sind gelegentliche verdrießliche Kommentare wie: „Wieviel muss ich denn noch verdienen, damit wir wieder Butter statt Margarine essen?“ oder, wenn seine Frau abends noch

mit dem Ausbessern der Wäsche beschäftigt war: „Kannst du denn nicht endlich mit der Fummelei aufhören?“

Als Karin, Jürgen und Peter zu Ohm Gustav und Tantchen in den Hirschanger ziehen, heißt es plötzlich für Ruth, einen Haushalt mit fünf Kindern zu führen, Karin ist fünfzehn, Jürgen und Peter sind dreizehn, ihr Sohn Eberhard ist neun und ihre Tochter Bettina gerade fünf Jahre alt. Man muss die Häuser im Hirschanger kennen, um die Leistung von Gustav und Ruth einschätzen zu können. Auf zwei Etagen stehen knapp 100 m² zu Verfügung, dazu kommen noch einmal knapp 50 m² Keller. In einen dieser Kellerräume ziehen vorübergehend Jürgen und Peter ein. Im Erdgeschoss liegen die Wohnräume, ein Wohnzimmer mit angeschlossenem kleinen Kaminzimmer, ein winziges Esszimmer und eine noch kleinere Küche von circa 8 m². Im ersten Stock schlafen auf 45 m² Gustav und Ruth sowie deren Kinder Eberhard und Bettina, Karin bekommt als einzige ein kleines eigenes Zimmer für sich. Die Nutzung des Badezimmers muss sorgfältig getaktet werden. Für Kurts Kinder ist wieder alles neu, Jürgen und Peter ziehen sich anfangs sehr zurück. Aber auch wenn es gelegentlich etwas knirscht, geben Ruth und Gustav Kurts Kindern wieder so etwas wie ein richtiges Zuhause. Samstag nachmittags wird Zuckerkuchen gebacken, der Duft, der dem geöffneten Küchenfenster entweicht, lockt regelmäßig Nachbarskinder an, auch das kleine Mädchen mit den dicken Zöpfen gesellt sich immer wieder dazu. Fast zufällig und unter fadenscheinigen Begründungen klingeln sie im richtigen Moment an der Tür, zu einem Stück Kuchen auf die Hand lassen sie sich umgehend überreden. Das große Los ist gezogen, wenn auch noch ein Spielnachmittag angesetzt ist, so etwas Wundervolles gibt es wirklich nur bei Enßens.

Pünktlich zu Schuljahrsbeginn im April 1958 siedeln Jürgen und Peter aus dem Hirschanger nach Wolfenbüttel über, seit ihrem Umzug vor acht Jahren von Mettenham nach Wilhelmshaven ist das ihr fünfter Ortswechsel. Von nun an bis zu ihrem Abitur im Jahr 1964 ist das für damalige Verhältnisse moderne Internat für Jungen ihr Domizil. Am südöstlichen Stadtrand von Wolfenbüttel gelegen, hat es drei Schlaftrakte, die durch verschiedene Werkstätten miteinander verbunden sind. Jürgen hat kurz vor dem Umzug bereits in Wilhelmshaven eine Ehrenrunde gedreht, Peter zieht hier in Wolfenbüttel im ersten Jahr nach, so dass die Zwillinge wieder beisammen sind. Anfangs bewohnen die beiden ein Sechser-Zimmer, in dem die Betten tagsüber hochgeklappt werden, die sparsame Möblierung entspricht dem wenigen Privateigentum seiner Bewohner. Die beiden werden gut in die Klasse aufgenommen, vielleicht auch, weil beide recht sportlich sind. Zum ersten Mal haben sie das Gefühl, dass es den Mitschülern ähnlich geht wie ihnen, vorsichtig beginnt sich ihr Selbstbewusstsein zu entwickeln.

Ältere Schüler kümmern sich jeweils um drei bis vier jüngere Mitschüler, die Gruppe wird „Baumfamilie“ genannt. Um den Jungen handwerkliche Tätigkeiten nahe zu bringen und ihnen gleichzeitig nicht zu viel Zeit zum Aushecken von Streichen zu lassen, bietet das Internat verschiedene Gilden an. Jürgen und Peter wählen die Tischlergilde, in der Tischlermeister Geier den Jungen beibringt, wie man vor allem die Stühle aus den Zimmern und dem Speisesaal repariert. Die Techniken fallen auf fruchtbaren Boden, zu Weihnachten bastelt Peter für Ohm Gustav ein Schachbrett und für Tante Ruth einen Zeitungsständer. Die monatlichen Schulkosten des hoch subventionierten Internats werden über die Waisenrente der Jungen finanziert, nach Abzug der Kosten bleiben etwa 10 DM Taschengeld übrig. Im Alter von etwa 15 Jahren stellt sich beiden die Frage, ob sie sich für eine mennonitische Erwachsenentaufe oder eine evangelische Konfirmation entscheiden, ein weder-noch ist wohl nicht vorgesehen. Sie wollen sich taufen lassen (Abb. 42). Ausschlaggebend hierfür ist zum einen der mennoniti-



Abb. 42: Mennonitische Erwachsenentaufe der Zwillinge Jürgen und Peter 1960

v.l.n.r.: unten: Großmutter Enß, Großmutter Frank, deren Schwester Tante Mieke, Jürgen, Bettina, Ebenhard

oben: Tantchen, Peter, Klassenkamerad Rainer Becker, Herbert Enß, dessen Frau Marlies, Gustav Enß.

sche Laienprediger Oskar Wedel, vielleicht spielt auch Rücksicht auf Ohm und Tantchen eine Rolle. Gleichzeitig hat dies den Vorteil, dass durch die Wehrdienstverweigerung, die für Mennoniten unabdingbar ist, das verlorene Schuljahr wieder eingeholt wird. In Erinnerung bleibt das Taufgeschenk von Onkel Leo, der die Jungen mit einem Rasierapparat überrascht.

Im Frühjahr 1964 legen beide das Abitur ab, die nächsten Schritte stehen eigentlich schon seit langem fest. Peter muss sich zwischen Maschinenbau und Architektur entscheiden, am Ende fällt die Wahl auf den Maschinenbau, von dem er eine breitere Auswahl an Berufsrichtungen erwartet. Ein technisches Studium setzt damals noch ein sechsmonatiges Praktikum voraus. Dieses wird bei der Salzgitter AG abgeleistet, zum ersten Mal bekommt er dort ein veritables Taschengeld. Ergänzt durch den Nebenverdienst als Gartenhelfer werden nun Dinge erschwinglich, die nicht lebensnotwendig sind, aber das Leben vergnüglicher machen, das steigert die Lebensfreude. Zum Wintersemester 1964/1965 trennen sich die Zwillingbrüder zum ersten Mal vorübergehend und ziehen an ihren jeweiligen neuen Studienort, Jürgen nach Berlin, um dort Verfahrenstechnik zu studieren, Peter nach München zum Studium des Allgemeinen Maschinenbaus.

Fast genau 50 Jahre später, am 23. Februar 2015 wird hier in München Peters erster Enkel Johann Philipp geboren, es ist ein Zufall, aber wie am Anfang der Reihe der bekannten Vorfahren wieder ein Johann (Abb. 43). Familie und Freunde werden aktiv, das kleine neue Familienmitglied wird von allen Seiten liebevoll begrüßt, fast täglich treffen Glückwünsche und Päckchen ein.

Nicht nur in schweren, auch in sehr schönen Zeiten gilt noch immer das alte Motto „Familie hält zusammen“.

Abb. 43:
Der Ur-Urenkel von
Gustav Enß sen., Johann
Philipp Schwenk im
Sommer 2015



Quellenangaben

Teil I

Herbert Enß erinnert sich! Hameln 1986

Joachim Bahle, Glaubensflüchtlinge, in: Joachim Bahle, Mennonitische Glaubensflüchtlinge in Danzig im 16. und 17. Jahrhundert. LitVerlag Dr. W. Hopf, Berlin 2008

Stefan Samerski, Die Stillen im Land, in: Joachim Bahle, Mennonitische Glaubensflüchtlinge in Danzig im 16. und 17. Jahrhundert. LitVerlag Dr. W. Hopf, Berlin 2008

<http://www.westpreussen.de/cms/>

<http://www.ebay.de/itm/Enss-Dauter-Duisburg-Getreide-Einfuhr-Historische-Reklame-1925-/151554833460>

<http://www.ebay.ch/itm/Schiffs-Maklerei-Spedition-Dampfer-1924-Ferdinand-Prowe-Danzig-Reklame-Gdansk-ad>

http://translate.google.de/translate?hl=de&sl=pl&u=http://www.gedanopedia.pl/gdansk/%3Ftitle%3DFERDINAND_PROWE,_firma&prev=search

Paul-Gerhard Schulze, Altfelde, Beiträge zur Chronik des größten Werderdorfes im Kreis Marienburg, Herausgeber Horst Smolenga Wolfenbüttel, 1986

<http://www.westpreussen.de/cms/ct/ortsverzeichnis/details.php?ID=134>

Altfelde, Johann Friedrich Goldbeck, Vollständige Topographie des Königreichs Preussen, zweiter Teil, welcher die Topographie Westpreußens enthält. Marienwerder 1789

Kurt Zimmermann, Beiträge zur Kenntnis der ostpreußischen Pferdezucht. Tierärztliche Hochschule Berlin 1925

Teil II

Hitlerrede im Reichstag, 1. September 1939, <http://www.georg-elsler-arbeitskreis.de/texts/hitler-1939-09-01.htm>

Robert Probst, Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg, Bloß weg hier, die Russen kommen. Süddeutsche, 17. Mai 2010

Arno Surminki, Sommer vierundvierzig oder wie lange fährt man von Deutschland nach Ostpreußen? Berlin, Ullstein Verlag 1997

G. Fieguth, Räumungs- und Fluchtereignisse im Kreis Gr. Werder. Bericht des ehemaligen Kreisbauernführers G. Fieguth aus Tiegenhof, Kreis Gr. Werder i. Westpr. Original, 12. September 1952. <http://doku.zentrum-gegen-vertreibung.de/archiv/oderneisse1/kapitel-6-1-1-9-3.htm>

Bericht des Landwirts Günther v. Flottwell aus Ankemitt-Lautensee, Kreis Stuhm i. Westpr., <http://doku.zentrum-gegen-vertreibung.de/archiv/oderneisse1/kapitel-6-1-1-2-6.htm>

LeMo Lebendiges Museum online, 9. November, Schicksalstag der Deutschen, <http://www.dhm.de/lemo/rueckblick/November-2014-9-November->

Fluchtbericht des Landwirts Johannes Wiens aus Altfelde, Kreis Marienburg i. Westpr., Beglaubigte Abschrift, 26. August 1952. <http://doku.zentrum-gegen-vertreibung.de/archiv/oderneisse1/kapitel-6-1-1-8-7.htm>

Arno Surminkst, Grunowen oder Das vergangene Leben, Hamburg, Hoffmann und Campe, 1989

Heinrich Schwendemann, „Schickt Schiffe!“ DIE ZEIT N° 03/2005, 13. Januar 2005

Chronik des Jahres 1945, <http://www.wlb-stuttgart.de/seekrieg/ksp/ostsee/1945.htm>

Anita Chalotte Langelotz , Grabower erzählen Geschichten, Wie ich nach Grabow gelangte. www.grabow-wendland.de/index.php?option=com...id

Teil 3

Marita Kraus, Fremde Heimat – das Schicksal der Vertriebenen nach 1945, Reinbeck bei Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2. Auflage 2013

Sabine Bode, Die vergessene Generation – die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. Stuttgart, Klett-Cotta, 12. Auflage, 2014

Geografische Bezeichnungen

Ehemalige deutsche und heutige polnische Namen

Altfelde	Stare Pole
Berlinchen in der Neumark	Barlinek
Danzig	Gdansk
Danzig-Langfuhr	Wrzeszcz
Dirschau	Tczewo
Gdingen/Gotenhafen	Gdynia
Gleiwitz	Gliwice
Hela	Hel
Heubuden	Stogi
Karthaus	Kartuzy
Katznase	Kaczynos
Köslin	Koszalin
Lauenburg	Lebork
Marienburg	Malbork
Pillau	Baltijsk
Schmellen	Chmielno
Stettin	Szczecin
Stolp	Słupsk
Swinemünde	Swinoujście
Weichsel	Wisła

